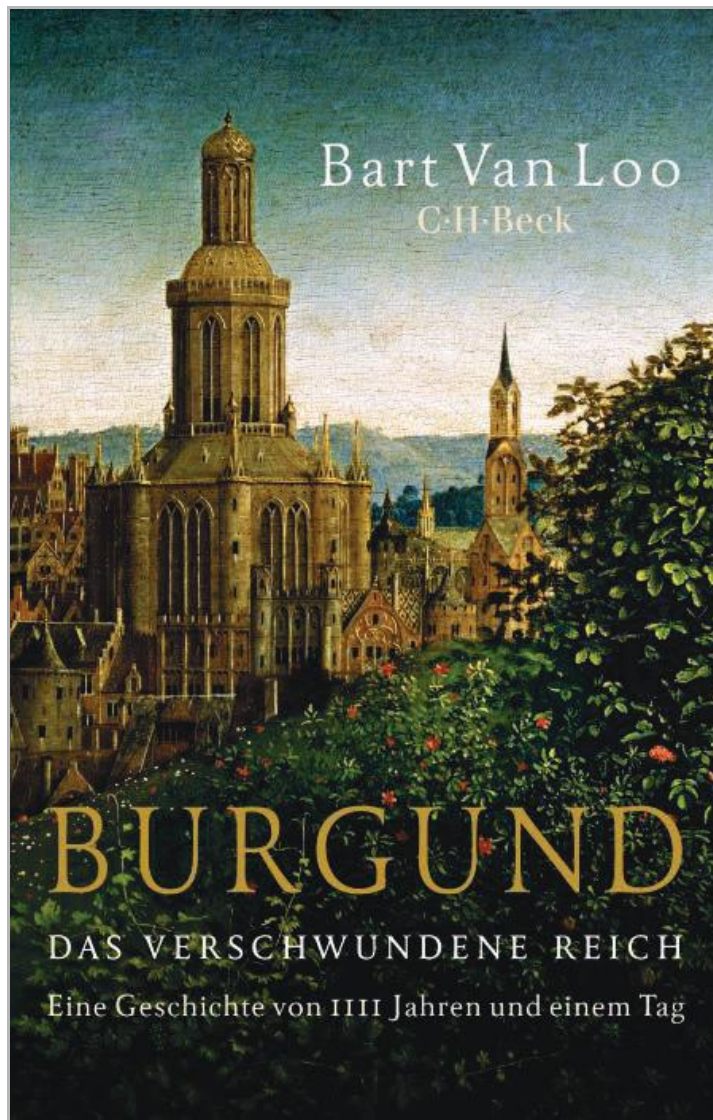


Unverkäufliche Leseprobe



Bart Van Loo

Burgund

Das verschwundene Reich

2024. 656 S., mit 50 farbigen Abbildungen und 5 Karten

ISBN 978-3-406-81365-8

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/36194847>



«Großes Kino: Ein Lesegenuss von der ersten bis zur letzten Seite.»
Thomas Ribi, Neue Zürcher Zeitung

Bart Van Loo präsentiert die Geschichte Burgunds wie ein sich immer weiter zuspitzendes Drama in 1111 Jahren und einem Tag: Das «vergesene Millennium» reichte vom antiken Königreich Burgund bis zum mittelalterlichen Herzogtum, das durch seine Burgen und Klöster – nicht zuletzt Cluny und Cîteaux – weit über seine Grenzen hinaus ausstrahlte. Im «burgundischen Jahrhundert» entstand ein glanzvolles Reich von Dijon im Süden bis nach Brügge, Antwerpen und Amsterdam im Norden, das in einem «verhängnisvollen Jahrzehnt» beinahe zum Königreich wurde und bald darauf unterging. Mit dem letzten burgundischen Herzog Karl begann bereits eine neue Zeit: Als Kaiser Karl V. machte er die Habsburger zur Großmacht und beherrschte ein Weltreich. Bart Van Loos magistrale neue Geschichte Burgunds ist ein großer Wurf, der unwillkürlich an Barbara Tuchmans «Der ferne Spiegel» denken lässt.

Bart Van Loo, Historiker und Schriftsteller, ist in den Niederlanden und Belgien mit profunden Büchern zur französischen Geschichte und als begnadeter Vermittler historischer Themen auf Bühnen und im Fernsehen bekannt geworden. Er lebt mit seiner Familie in Westflandern.

Bart Van Loo

BURGUND

DAS VERSCHWUNDENE REICH

*Eine Geschichte von 1111 Jahren
und einem Tag*

Aus dem Niederländischen
von Andreas Ecke

C.H.BECK

Titel der niederländischen Originalausgabe:
«De Bourgondiërs. Aartsvaders van de Lage Landen»
© 2019 Bart Van Loo
Zuerst erschienen bei De Bezige Bij, Amsterdam

Dieses Buch erschien zuerst 2020 in gebundener Form im Verlag C.H.Beck.
2., durchgesehene Auflage. 2020
3. Auflage. 2020
4. und 5. Auflage. 2021

Die deutsche Ausgabe erscheint mit Unterstützung
von Flanders Literature (www.flandersliterature.be).



Mit 50 farbigen Abbildungen
und 5 Karten

1. Auflage in C.H.Beck Paperback. 2024
Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2020
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Ausschnitt aus der «Anbetung des Lammes»
auf der Innenseite des Genter Altars von Jan van Eyck, 1432.
© Lukas – Art in Flanders VZW / Bridgeman Images
Satz: Dante MT bei Janß GmbH, Pfungstadt
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 81365 8



verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

*Es ist kein Zittern
Im Antlitz der Ritter,
Ganz Würde und Ruh,
Fest, geradezu
Blicken sie sich in die Augen.*

PAUL VAN OSTAIJEN, RITTERZEIT,
AUS: MUSIC-HALL, 1916

*Ein Himmel voll blutigem Rot, schwer und wüst in
drohendem Bleigrau, mit falschem kupfernen Schein.*
JOHAN HUIZINGA, HERBST DES MITTELALTERS, 1919

*Von der unausrottbaren Sehnsucht erfüllt
den König zu sehen, für Den ich hatte streiten wollen,
schreite ich hin zum Tod,
und ich, der ich wünschte, ein Kriegermann zu sein
in der leidenschaftlichsten aller Zeiten,
muss nun in späten verwilderten Worten berichten
von Jahrhunderten, verdüstert zu Geschichten
– dunkel und feurig – von Kreuzzügen
und Kathedralen.*

HENDRIK MARSMAN, SEHNSUCHT,
AUS: PARADISE REGAINED, 1927

*Auf dem Weg zum schändlichen Turnier,
geschraubt in die eiserne Zier,
hört man ihn leise singen
von der Unerheblichkeit der Dinge
darunter nicht zuletzt er selbst
gezwängt in sein wandelndes Gewölb.*

HUGO CLAUS, RITTER,
AUS: ALMANAK, 1982

*Meiner burgundischen Frau gewidmet,
die in Flandern heimisch geworden ist*

INHALT

PROLOG

9

I. DAS VERGESSENE JAHRTAUSEND

406–1369

Vom Königreich zum Herzogtum 21 |

Von Burgund nach Flandern 48

II. DAS BURGUNDISCHE JAHRHUNDERT

1369–1467

Dem Schlamm entstiegen 75 | Stadt ohne Furcht 95 |
1789 avant la lettre 113 | Die Burgundischen Niederlande im
Werden 129 | Frankreich als burgundisches Zugpferd 153 |
Schönheit und Wahnsinn 173 | Prunksucht und Propa-
ganda 190 | Mord und Sprachenkampf 208 | Arrangierte
Ehen, unbeherrschbarer Tumult 223 | Abgehackte Hand,
gespaltener Schädel 239 | Drei Grafschaften, ein Her-
zog 248 | Der Kampf um Holland und Seeland 262 |
Als Frau oder als Mann? 280 | Goldener Glitter 291 |
Grab und Scheiterhaufen 308 | Schönheit und
Frieden 320 | Der burgundische Traum 340 |
Fasan und Fuchs 373 | Väter und Söhne 397

III. DAS VERHÄNGNISVOLLE JAHRZEHNT

1467–1477

Freudiger Einzug, finsterer Empfang 431 | Die Krone in
Reichweite 449 | Reformen und Neuerungen 464 |
Untergang im Schnee 482

IV. EIN ENTSCHEIDENDES JAHR

1482

507

V. EIN DENKWÜRDIGER TAG

20. OKTOBER 1496

529

EPILOG

DER LETZTE BURGUNDER

549

ANHANG

Karten 580 | Zeittafel 585 |
Die wichtigsten Personen 593 | Stammbäume und Herrscher-
häuser 599 | Anmerkungen 605 | Literatur 622 |
Bildnachweis 642 | Personenregister 644 |
Geographisches Register 652

*Dies blanke Tischtuch aus Speckfettspritzern, reinem
Damast und Burgunderflecken klebt
An diesen Fingern und entfaltet sich träg
Zwischen zwei Strophen*

LEONARD NOLENS, EEN DICHTER IN ANTWERPEN
EN ANDERE GEDICHTEN, 2005

PROLOG





Jean-Léon Huens, Bild Nr. 182: Nancy, aus «'s Lands Glorie» (1949–1961)

Besonders anziehend sahen sie nicht aus. Mit ihren blassgrünen Leineneinbänden strahlten sie trübe Langeweile aus. Aber sobald man die Bücher aufschlug, wurde man in eine Welt voller Spannung und Abenteuer versetzt. Ich war vierzehn, als ich die sechs Bände von *'s Lands Glorie* (1949–1961) buchstäblich zerlesen habe. Zusammen mit Thea Beckmans berühmter Romantrilogie über den Hundertjährigen Krieg waren sie für mich im Jahr 1987 ein Sesam-öffne-dich: Das Tor zur großen Geschichte schwang weit auf.

's Lands Glorie war die erste Veröffentlichung des Brüsseler Verlags Historia. Für Gutscheine, die man aus Lebensmittelverpackungen ausschneidet, bekam man Bilder mit knappen Erklärungen auf der Rückseite. Wer die Produkte kaufte, konnte sich dadurch weiterbilden. Die Abbildungen klebte man dann in die dafür vorgesehenen grünen Bände ein, neben, unter oder über die dort ebenfalls abgedruckten Erläuterungen. Längst nicht nur bei uns zu Hause standen diese Bücher im Regal; zwei, drei Generationen von Belgiern sind damit aufgewachsen. Ihre Wirkung ist nicht zu unterschätzen.

In seinen Erklärungen scheute Professor Jan Schoonjans keine Klischees. Er schrieb von «tüchtigen und tapferen Soldaten», nannte eine als Nonne gekleidete Dame «eine kluge Fürstin» und kritisierte den «schrecklichen Herzog von Alba».¹ Er ließ uns die Vergangenheit durch einen romantischen Filter sehen. Und flüsterte uns ein, dass wir Grund hätten, stolz auf unser Land zu sein. Nicht zufällig war im Titel von *glorie* die Rede, von «Ruhm». Durch dieses Werk wehte der Geist des neunzehnten Jahrhunderts.

Mit seiner unbeirrt belgizistischen Lesart der Geschichte erweckte Schoonjans die Vorstellung, es habe unser Land immer schon gegeben und seine Einwohner seien sich schon vor zwei Jahrtausenden ihrer «belgischen» Identität bewusst gewesen. War dort nicht zu lesen, dass die «Belgen» bis zum Jahr 57 v. Chr. «ein glückliches Volk» gewesen seien?² Doch dann kamen die Römer. Das war auf Seite 9 des ersten

Bandes, und ich hielt schon vor Spannung den Atem an. Wenig später behauptete Schoonjans, bei der Eroberung von Jerusalem hätten Belgier «eine entscheidende Rolle» gespielt.³ Ich war so fasziniert, dass ich sogar die Romane von Thea Beckman liegen ließ. Dass ich sie mit Schoonjans' schulmeisterlichen Texten betrog, ist mir heute unbegreiflich. Aber *'s Lands Glorie* besaß einen anderen Trumpf.

Was die Reihe nicht nur attraktiv, sondern unvergesslich machte, waren die Illustrationen von Jean-Léon Huens. Oft ließ er sich durch Gemälde alter Meister inspirieren – meinen ersten Jan van Eyck oder Rogier van der Weyden sah ich mit seinen Augen –, ging aber auch ganz eigene Wege. Er wählte unerwartete Blickwinkel und überraschende Ausschnitte, malte Gesichter von Sterbenden. Seine realistischen Darstellungen brannten sich mir ins Gedächtnis ein. Ist irgendwo von Karl Martell, Gottfried von Bouillon oder Wilhelm von Oranien die Rede, sehe ich sie so vor mir, wie Huens sie einst dargestellt hat.

Sein Meisterstück findet sich auf Seite 15 des dritten Bandes unter der Überschrift «N^o 182: Nancy». Meistens präsentierte Huens ein ausdrucksvolles Porträt, eine ergreifende Szene oder den entscheidenden Moment irgendeiner Schlacht, doch was diese Illustration so herausragend macht, ist ihre scheinbare Leere.

Sobald ich das Bild betrachte, bin ich wieder vierzehn und sehe diese Winterlandschaft, wie ich sie damals sah: im Vordergrund ein Baum, eine schneebedeckte, ebene Fläche, zwei bewaffnete Männer, die sich nähern. Die Kahlheit dieser überwiegend schneeweißen Illustration verwunderte mich. Der Baum und die Männer waren Details am Rande. Neugierig las ich Schoonjans' Erläuterung: «1477 belagerte Karl der Kühne die Stadt Nancy. Dabei fand er in einem Kampf, dessen Umstände im Dunkeln bleiben, den Tod. Sein von den Wölfen angefressener Leichnam wurde im Schnee gefunden.»⁴ Wieder betrachtete ich das Bild, und erst jetzt sah ich, dass sich im Schnee im Schatten des Baumes etwas Dunkles abzeichnete. Man konnte darin die Umrisse einer Leiche erkennen.

Mein Blick muss zwischen dem Text und der Abbildung hin und her gesprungen sein. Jedes Mal stellten sich die gleichen Fragen. Wer war Karl der Kühne? Warum hieß er so? Was war ihm denn bei Nancy zugestoßen? Und wie war das mit den Wölfen? Sosehr mich der weitere

Verlauf unserer Geschichte auch faszinierte, ich kehrte immer wieder zu dieser Illustration zurück. Zum Schnee, zu der Leiche, zu den unsichtbaren Wölfen ... zum Geheimnis von Nancy.

Erst dreißig Jahre später habe ich es vollständig ergründet. Der tragische Untergang Karls des Kühnen, des letzten Herzogs von Burgund, ist nämlich ein wichtiges Element meines Buches, in dem ich nicht nur dem wahren Ablauf dieses Geschehens nachgehe, sondern viel allgemeiner der Frage, die auch Huens und Schoonjans in *'s Lands Glorie* auf ihre Weise zu klären versuchten: der Frage nach den Ursprüngen der Gemeinwesen an Maas und Schelde. Und damit meine ich nicht Belgien, denn allen Bemühungen Schoonjans' zum Trotz gab es zunächst nur die «Niederer Lande», erst später Belgien und die Niederlande.

1987 habe ich schließlich doch wieder Thea Beckman gelesen. Auf *Geef me de ruimte!* (1976, deutsche Ausgabe *Gib mir die Zügel!*) folgten *Triomf van de verschroeide aarde* (1977, *Matthis der Herold*) und *Het rad van fortuin* (1978, *Unter glücklichem Stern*). Unzählige junge Belgier und in diesem Fall auch Niederländer haben die Geschichten von Marie-Claire und ihrem Sohn Matthis verschlungen. Ihre Abenteuer während des Hundertjährigen Krieges empfinde ich als meine erste bedeutende Lektüreerfahrung. Genau so musste es sein: dicke Bücher lesen, in denen eine längst vergangene Epoche wieder lebendig wurde, in die Haut eines anderen schlüpfen, zittern vor Aufregung, Angst, Empörung, Sehnsucht. Und nebenbei viel lernen.

Beckman lässt ihre Geschichten in den Jahren 1346 bis 1369 spielen. Einige der darin auftretenden historischen Personen sollten mich noch lange verfolgen: Bertrand du Guesclin, Johann der Gute, Karl V., Étienne Marcel. Ganz zu schweigen von historischen Ereignissen und Schauplätzen, den Schlachten bei Crécy und bei Poitiers, dem Paris und Brügge des vierzehnten Jahrhunderts. Sie alle kommen in diesem Buch vor. Die Epoche zwischen der Handlung von Beckmans Triptychon und dem Tod Karls des Kühnen bildet das Herzstück.

Manche Leseerfahrungen sind so intensiv, dass sie jahrzehntelang nachwirken und plötzlich wie ein Schachtelteufel wieder zum Vorschein springen. Irgendwann konnte ich der Versuchung, den Spuren zu folgen, die Beckmans Trilogie und Huens' Abbildung Nummer 182

in meiner Fantasie hinterlassen hatten, nicht mehr widerstehen. Wir selbst sind, wie die Welt um uns herum, die Frucht der Vergangenheit.

★

Jahrelang habe ich den Blick vor allem nach Süden gerichtet, nach Frankreich. Indem ich mich an der französischen Kultur labte, bin ich geworden, wer ich bin. Erst spät merkte ich, dass ich mit den Füßen die ganze Zeit hier geblieben war. Zunächst im sandigen Boden des belgischen Kempenland, dann in den Straßen Antwerpens, schließlich im westflämischen Kleiboden und – wegen meiner immer häufigeren Reisen nordwärts – auch auf den holländischen Poldern. Plötzlich wurden meine Augen dem südlichen Horizont untreu und blickten nach unten. Der Ort unter meinen Füßen interessierte mich immer mehr. Wie hatte ich meine Wurzeln so vernachlässigen können?

In unzähligen Büchern wird erklärt, wie die historischen Niederlande Ende des sechzehnten Jahrhunderts zerfallen sind. Die Geschichtsschreibung konzentriert sich so sehr auf diese schmerzliche Trennung, dass wir uns selten die Frage stellen, was sich denn in all den Jahrhunderten davor ereignet hat. Als wären wir immer zusammen gewesen.

Ich begann zu lesen und reiste durch die Zeit, über Dijon, Paris, Lille, Brügge, Gent, Brüssel, Mecheln, Delft, Gouda, Nimwegen und 's-Hertogenbosch. Ich sah aufblühende Städte, erwachenden Individualismus, aussterbende Ritterideale. Schizophrene Könige, tatkräftige Herzöge und geniale Künstler. Scheiterhaufen und Bankette, die Pest und Turniere, Jeanne d'Arc, Philipp den Guten und das Goldene Vlies. Die lange Suche führte mich zur Entstehung jener «Niederlande», die das heutige Belgien und die heutigen Niederlande, Luxemburg und Gebiete in Nordfrankreich umfassten und die im fünfzehnten Jahrhundert ein zusammenhängendes Staatsgebilde wurden. Und was stellte sich heraus? Diese *Lage Landen* sind eine burgundische Erfindung.

Natürlich gab es schon seit sehr langer Zeit die *lagen landen bi de zee*,⁵ die «Niederer Lande am Meer», wie ein anonymer Mönch sie einst genannt hatte, als geographisches Phänomen, aber die dortigen Herrschaftsgebiete standen in keiner engeren Beziehung zueinander. Lehnrechtlich gehörten sie entweder zum Königreich Frankreich oder zum

Heiligen Römischen Reich. Im späten Mittelalter wurden jedoch einige dieser Gebiete zu einer neuen Einheit verschmolzen, eingezwängt zwischen den beiden größeren Mächten. Die burgundischen Herzöge Philipp der Kühne, Johann Ohnefurcht, Philipp der Gute und der bei Nancy ums Leben gekommene Karl der Kühne spielten dabei eine entscheidende Rolle und wurden zu den Gründervätern der vereinigten «Niederlande». Philipp der Kühne legte das Fundament, auf dem seine Nachkommen weiterbauten; sein Enkel Philipp der Gute machte die unter seiner Herrschaft vereinten Länder am Unterlauf von Rhein, Maas und Schelde erstmals zu einer Art Einheitsstaat. Doch Burgund steht nicht nur am Ursprung der «Niederer Lande», sondern prägte politisch und kulturell von Grund auf die europäische Geschichte. Das Herzogtum führte im ausgehenden vierzehnten Jahrhundert den letzten großen Kreuzzug an, es spielte eine Schlüsselrolle am Ende des Hundertjährigen Kriegs zwischen England und Frankreich und beim Aufstieg der Habsburger zu einer europäischen Macht, deren Herrschaft sich von Burgund bis nach Spanien, ja bis in die Neue Welt erstreckte.

Alles begann mit der Eheschließung zwischen dem burgundischen Herzog Philipp dem Kühnen und Margarete von Male, der Tochter des Grafen von Flandern. Ihr Hochzeitsfest in Gent am 19. Juni 1369 erschien mir deshalb zunächst als idealer Einstieg. Leider hätte ich dann aber auf den ersten drei Seiten schon fünfzehn Fußnoten gebraucht, um den Text nicht unnötig durch die historische Einordnung von Personen wie Graf Ludwig von Male oder durch Erklärungen von Begriffen wie Lehnswesen aufzublähen. Kurz und gut, ich musste einen Anlauf nehmen, damit die Erzählung nicht mit Informationen überfrachtet wurde, deren Kenntnis nicht bei allen Lesern vorausgesetzt werden kann.

Ein halbes Jahrhundert früher anzufangen würde wohl ausreichen, dachte ich. Das erwies sich als Irrtum. Also hundert Jahre? Am Ende habe ich meine Angel um etwa ein Jahrtausend weiter ausgeworfen. Warum sollte ich zur Einführung nicht die große Geschichte des Mittelalters aus dem Blickwinkel der alten Burgunden oder Burgunder zu erzählen versuchen, jenes ostgermanischen Volkes, das westlich des Rheins zum ersten Mal im Jahre 406 in Erscheinung trat, und der königlichen Vorgänger der Herzöge aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert? Es war nicht gerade einfach, die zu einem gro-

ßen Teil in Nebel gehüllte Epoche aus dieser anderen Perspektive lebendig werden zu lassen, aber die Mühe lohnte sich. Die alten Krieger wiesen nicht nur den Weg zu zahlreichen Schlüsselmomenten der Geschichte, sie lösten auch mein Problem: Nun konnten die Leser die burgundische Reise mit dem notwendigen Gepäck unternehmen.

Fasst der erste Teil des Buches beinahe tausend Jahre zusammen (406–1369), so beschreibt der zweite ein Jahrhundert (1369–1467). Der dritte hat ein Jahrzehnt zum Thema (1467–1477). Es folgen der vierte und fünfte Teil, in denen es um ein einziges Jahr (1482) und um einen einzigen Tag geht. So gleicht dieses Buch einer umgedrehten Pyramide. Oder anders gesagt, es breitet zunächst die Flügel weit aus, überfliegt in großer Höhe mit schnellen Schlägen das Mittelalter, nimmt sich dann die Zeit, die Ereignisse aus größerer Nähe zu beobachten, und während es die Einzelheiten immer schärfer sieht, steuert es langsam, aber sicher auf ein sorgsam gewähltes Ziel zu, auf einen vergessenen Tag in Lier, einer kleinen Stadt im früheren Herzogtum Brabant, auf den Ort, an dem die europäische Geschichte am 20. Oktober 1496 eine entscheidende Wendung nimmt.

★

Als hätte Frankreich mir für erwiesene Dienste danken wollen, brachte es mich vor zehn Jahren mit einer Französin zusammen – was ist dagegen schon die *Légion d'honneur*! Noch dazu entstammte sie einer burgundischen Familie und hatte ihre Jugend auf dem Gebiet des alten Herzogtums verbracht. Genau 647 Jahre nach der Heirat Philipps des Kühnen mit Margarete von Male feierten wir unsere burgundisch-flämische Hochzeit. Die Mitgift war weniger beeindruckend, auch das Bankett reichte bei weitem nicht an die gargantuesken Festmähler der burgundischen Herzöge heran, aber der Entschluss zu heiraten reifte etwa zur gleichen Zeit wie mein Vorhaben, ein Buch über die historische Verbindung zwischen Burgund und den Niederlanden zu schreiben. Meine frischgebackene Ehefrau musste zugeben, dass sie trotz ihrer Herkunft wenig bis nichts über die burgundischen Herzöge wusste, ganz zu schweigen von der Beziehung zu den historischen Niederlanden. Für die französische Geschichtsschreibung ist Burgund

immer so etwas wie ein untergeschobenes Kind gewesen. Wer die Geschichte kennt, versteht, warum das so ist.

Unsere kleine Tochter hat die Entstehung dieses Buches aus der ersten Reihe mitverfolgt. Das Französische und das Niederländische sind ihre Mutter- und Vatersprache, und heute überquert sie die Sprachgrenze ein paar Dutzend Mal am Tag, ohne es zu merken. Mehrmals im Jahr reist sie auch tatsächlich in den Süden, genauer gesagt ins burgundische Mutterland. Irgendwann beschloss ich, ihr von meinem neuen Buch zu erzählen. Schrieb ich es nicht vielleicht vor allem für sie? Ist sie nicht französisch-belgischer, flämisch-burgundischer Herkunft? Also die ideale Leserin des im Entstehen begriffenen Buches?

Während sie nach meinem vorigen Buch schon recht gut Napoleons Schlachten aufzählen konnte, bringt sie nun Museumsbesucher zum Staunen. Als ich sie im Musée des Beaux-Arts von Dijon zu dem Porträt eines schwarz gekleideten Mannes mit klarem Blick, schwarzem Chapeau und der Kette mit dem Orden vom Goldenen Vlies führte, fragte ich sie unvorbereitet, wer dieser Herr sei. Sofort, ohne nachdenken zu müssen, antwortete die noch nicht Vierjährige: Philipp der Gute!

Immerhin *eine* Person würde also den Mann auf dem Schutzumschlag der niederländischen Ausgabe erkennen, dachte ich, das am besten erhaltene Porträt des Ahnherrn der historischen Niederlande, nach einem verschollenen Original von Rogier van der Weyden (Tafel 22). Während die Herzöge durch Schlachten, Heiraten und Reformen die zersplitterten Niederen Lande zu einem Ganzen zusammenschmiedeten, entstanden in ihrem Auftrag oder im Auftrag von Menschen aus ihrem Umkreis die unvergesslichen Werke von Claus Sluter, Jan van Eyck, Rogier van der Weyden und Hugo van der Goes. Die Geschichte Burgunds zu erzählen bedeutet auch, eine Schatzkammer voller Meisterwerke zu öffnen.

Nach meinen vorangegangenen Büchern über Frankreich und Napoleon konnte ich es kaum erwarten, mich endlich der Geschichte der Burgundischen Niederlande zu widmen. Während des Schreibens merkte ich aber bald, dass mir nichts anderes übrig blieb, als bedeutende Abschnitte der französischen Geschichte einzubeziehen. Schließlich war Philipp der Kühne, der erste der vier burgundischen Herzöge, der jüngste Sohn des französischen Königs Johann des Guten, ein Bru-

der von dessen Nachfolger, Karl V., und Regent für den jungen König Karl VI. Die Spannungen zwischen Frankreich und Burgund waren der rote Faden.

Zugegeben, alles kam etwas anders als erwartet. Wollte ich die Geschichte dieser Niederen Lande überzeugend darstellen, musste ich von Anfang an das tun, was ich ausnahmsweise nicht hatte tun wollen, nämlich über die Grenze schauen, wieder nach Süden, auf Frankreich. Erst ganz allmählich verlagerte sich dann der Schwerpunkt nach Norden. So spiegelte der Schreibprozess genau die Entwicklung, die ich selbst durchgemacht hatte.

Die Wurzeln von Niederländern und Flamen laufen unterirdisch nach Süden. Ich hatte es nicht erwartet, aber die beiden Linien, aus nördlicher und aus südlicher Richtung, mussten sich irgendwann kreuzen.

Druy-Parigny (Burgund), im Sommer 2015

Moorsele (Flandern), im Herbst 2018

Bart Van Loo

Der Umschlag zeigt einen Ausschnitt aus der «Anbetung des Lammes» auf der Innenseite des Genter Altars: Jan van Eyck malte hier blühende niederländische Städte als Abbilder des Himmlischen Jerusalem. Auf dem vorderen Vorsatzblatt ist die berühmte burgundische «Tapisserie aux mille fleurs» zu sehen, die den Eidgenossen 1476 als Teil der Burgunderbeute in die Hände fiel. Der Tausendblument Teppich, hergestellt in Brüssel unter Philipp dem Guten, zeigt die Symbole burgundischer Herrschaft inmitten von knapp fünfzig verschiedenen Blumen. Auf dem hinteren Vorsatzblatt befinden sich eine Karte des Herzogtums Burgund sowie die Porträts der vier wichtigsten Herzöge.

Es erschien mir sinnvoll, in dieses Buch nicht nur Stammbäume, sondern auch, in chronologischer Folge, eine Reihe von Miniaturen, Porträts und Ausschnitten aus den erwähnten Kunstwerken aufzunehmen. Eine Übersicht über die wichtigsten Personen, einige Karten und eine Zeittafel mit den bedeutenden historischen Ereignissen vervollständigen den Anhang. Vielleicht ist er bei der Lektüre eines Buches, in dem zwangsläufig viele Personen und Geschehnisse erwähnt werden, hilfreich.

I

DAS VERGESSENE JAHRTAUSEND

406–1369

ODER

wie man die ersten tausend Jahre des Mittelalters aus dem Blickwinkel der Burgunder neu erzählen kann und wie dabei erkennbar wird, dass diese romanisierten Germanen immer in irgendeiner Weise beteiligt waren an den großen Umbrüchen wie den Völkerwanderungen, dem Untergang des Weströmischen Reiches, dem Aufstieg des Christentums, den Invasionen von Barbaren aus dem Norden und Ungläubigen aus dem Süden, dem Aufblühen der großen Ordensgemeinschaften und dem Hundertjährigen Krieg zwischen England und Frankreich, mit anderen Worten: dass die Burgunder, lange bevor sie sich dank Philipp dem Kühnen, Johann Ohnefurcht und Philipp dem Guten zu den Begründern der Niederen Lande entwickeln sollten, in Schlüsselmomenten der europäischen Geschichte eine wichtige Rolle gespielt haben.

*Uns ist in alten Mären Wunder viel gesagt
von Helden, reich an Ehren, von Kühnheit unverzagt,
von Freude und Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.*

DAS NIBELUNGENLIED, ANONYM, UM 1200¹

VOM KÖNIGREICH ZUM HERZOGTUM

ODER

wie in nebelhafter Vergangenheit Römer, Hunnen,
Germanen, Mauren und Wikinger einander auf dem
Weg in eine ungewisse Zukunft verdrängten und wie
in dieser Epoche schwindelerregender Umbrüche
Burgund entstand.

Während der letzten Monate im Jahre des Herrn 406 sanken die Temperaturen weit unter den Gefrierpunkt. Es war so kalt, dass zu Weihnachten der Rhein in der Gegend von Mainz zufror. Der scheinbar unüberwindliche Strom, die streng bewachte Grenze zwischen dem von Rom verwalteten Gallien und dem obskuren Germanien, in dem zahllose Stämme einander bekriegten, verwandelte sich in eine riesige, verlockende Brücke. Vandalen, Sueben und Alanen zögerten nicht, sie zu überqueren (Tafel 1), und überschwemmten Gallien.

Die Vorstellung, es habe sich jemals um eine unüberwindliche Grenze gehandelt, ist natürlich Unsinn; eine solche Grenze konnte es nicht geben. So sorgsam die Römer den Rhein, die Donau und den mit Kastellen verstärkten Grenzwall dazwischen auch bewachten, seit jeher herrschte ein intensiver Grenzverkehr, und der sogenannte Limes diente vor allem dem Zweck, die zahlreichen Grenzübertritte zu kontrollieren. Bestimmte germanische Stämme erhielten von Rom sogar die offizielle Erlaubnis, sich als eine Art menschlicher Schutzgürtel in der Grenzregion anzusiedeln. So verteilten sich salische Franken zwischen Maas

und Schelde; in großen Teilen der heutigen Niederlande und des heutigen Flandern hatten sie das Sagen.

Im Lauf der Jahrhunderte nahm der Migrationsdruck stetig zu. Sowohl der Wohlstand jenseits der Grenze als auch das eigene Bevölkerungswachstum verstärkten bei den Germanen im Nordosten und Osten den Abwanderungsdrang. Schon im zweiten und dritten Jahrhundert kam es immer wieder einmal zu einem Ansturm auf die Grenze; Ende des vierten und Anfang des fünften Jahrhunderts gab es dann kein Halten mehr. Als die Hunnen aus den Steppen Zentralasiens innerhalb kürzester Zeit nach Ost- und Mitteleuropa vorstießen, vertrieben sie zahlreiche germanische Völker oder beträchtliche Teile von ihnen, die, einander dann bekämpfend, westwärts drängten. (Oder: Wie eine Krise in Tausenden Kilometern Entfernung eine Völkerwanderung bis vor die eigene Haustür in Gang setzen kann.) Die Römer dachten nicht daran, diesen Massen Asyl zu gewähren, doch ehe sie sich's versahen, fegte das Völkergemisch mit der Kraft eines gewaltigen Wirbelsturms über römisches Territorium. Den Germanen, die Ende des Jahres 406 die Grenze überschritten, blieb gar nichts anderes übrig. Das Weströmische Reich wehrte sich noch siebenzig Jahre und ging dann endgültig unter.

In der ebenso abenteuerlichen wie komplexen Geschichte der Völkerwanderung werden die Burgunder oft übersehen, höchstens beiläufig erwähnt oder in einer Fußnote versteckt. Jeder kennt ihre berühmten Zeitgenossen Chlodwig und Attila, die Franken und die Hunnen, aber eher wenige haben in diesem Zusammenhang je von den Burgundern gehört. Doch auch diese weitgehend vergessenen Germanen haben in den Jahren 406 und 407 den Rhein überquert, haben als Rädchen im Getriebe das gewaltige Rad der Zeit mit in Bewegung gesetzt und dazu beigetragen, dass die Spätantike ins frühe Mittelalter überging.

Als sich die Burgunder in der Umgebung von Worms niederließen, waren sie bereits seit Jahrhunderten mit längeren Unterbrechungen auf Wanderschaft. Unternimmt man ihre Reise in umgekehrter Richtung, immer weiter ostwärts, gelangt man zu ihrem frühesten bekannten Siedlungsgebiet. Bevor sie nach Worms kamen, hatten sie in der Gegend von Mainz gelebt, ein Jahrhundert zuvor am Mittellauf der

Elbe, davor an der Oder und noch früher, im ersten Jahrhundert n. Chr., an den Ufern der Weichsel im heutigen Polen. Flüsse erzählen die Geschichte von Völkern.

Die Weichsel mündet in die Ostsee und weist den Weg in Richtung eines noch früheren Siedlungsgebietes, der Insel Bornholm, zwischen Polen und Schweden gelegen, hundertfünfzig Kilometer östlich von Dänemark, zu dem sie heute gehört. Im Altnordischen hieß die Insel Burgundarholm, ein Verweis auf den Namen, den sich die Burgunder zulegt und durch Europa schmuggelten, über die Weichsel, die Oder, die Elbe und schließlich den Rhein. So tapfer sie sich auch nach Westen durchschlugen, ungeschoren kamen sie nicht davon. Bei bewaffneten Zusammenstößen, von denen wenig überliefert ist, zogen sie häufig den Kürzeren, besonders gegen die Alamannen, wodurch ihre Anzahl stetig zurückging.

König Gundahar soll 406 und 407 noch etwa 80 000 Burgunder in die Gegend von Worms geführt haben, wobei unklar ist, ob sich diese Zahl nur auf die Krieger oder auf die Gesamtbevölkerung bezieht. Als Gegenleistung für die Bewachung der Grenze erlaubten ihm die Römer, über den Landstrich am Rhein zu herrschen, doch das reichte dem ehrgeizigen König nicht. Um sein Herrschaftsgebiet auszuweiten, zog er 435 westwärts nach Gallia Belgica, in die Region zwischen dem Rheinland und der Seine, die dem späteren Belgien ihren Namen geben sollte. Sein Übermut kam Gundahar teuer zu stehen. Unterstützt von hunnischen Söldnertruppen unter dem Kommando eines gewissen Attila, konnte der römische Heermeister Flavius Aetius die Burgunder 436 vernichtend schlagen.

Gundahar kam ums Leben, auch seine Familie wurde zum größten Teil umgebracht, nur sein Sohn Gundioc konnte entkommen. Er führte das, was von seinem Volk übrig war, nach Süden und rettete das burgundische Königshaus vor dem Untergang. Das Gemetzel muss so beeindruckend gewesen sein, dass es burgundische Dichter zu großen Erzählungen inspirierte, die über viele Generationen weitergegeben und verändert wurden. Nach Jahrhunderten verschmolzen sie mit Geschichten aus dem altnordischen Sagenkreis zum *Nibelungenlied*, in dem Gundahar als Gunther erscheint; der Name Etzel wiederum könnte sowohl auf Aetius wie auf Attila verweisen. Wie dem auch sei,

zahlreiche spätere Bearbeiter bis hin zu Richard Wagner – dessen Opus magnum allerdings wenig mit dem *Nibelungenlied*, sondern mehr mit altnordischen Sagen und deren späteren Umdichtungen zu tun hat – verdanken ihren Stoff einer vernichtenden Niederlage der Burgunder aus dem fünften Jahrhundert, nämlich deren gescheitertem Versuch, das spätere Belgien zu erobern.

Das Schicksal des Abendlandes am seidenen Faden

Hatte sich Attila 436 noch gern von den Römern bezahlen lassen und ihnen geholfen, den Burgundern eine Lektion zu erteilen, so beendete er 447 das einträgliche Bündnis und zog brandschatzend durch Gallia Belgica. Man darf zwar ruhig bezweifeln, dass tatsächlich kein Gras mehr wuchs, wo er seinem Pferd die Sporen gab, doch seine Raubzüge veranlassten die Römer immerhin zu ihrer letzten spektakulären militärischen Unternehmung in Westeuropa. Wenn sie Attila nicht aufhielten, würde auch Gallien bald zu dem endlosen Barbarenreich gehören, das sich vom Rhein bis zum Kaukasus erstreckte, mit dem Machtzentrum im heutigen Ungarn.

Am 20. Juni 451 trafen zwei bunt gemischte Heere auf den Katalaunischen Feldern nahe Troyes im Nordosten des heutigen Frankreich zusammen. Auf der einen Seite standen die Hunnen sowie Krieger zahlreicher Völker, die sich ihnen auf ihrem Raubzug angeschlossen hatten, auf der anderen Seite die Römer mit gallischen und germanischen Hilfstruppen; die bedrohlichen Horden aus dem Inneren Asiens gegen ein Bündnis aus dem westlichen Europa; die «Geißel Gottes» aus dem Osten gegen den mächtigsten Mann des Weströmischen Reiches; Attila gegen Aetius.

Die Zusammensetzung der Heere sagt viel über das zersplitterte Europa zur Zeit der Völkerwanderung aus. Die Hunnen bildeten nur einen Teil von Attilas Streitmacht, die außerdem aus Ostgoten, Gepiden, rechtsrheinischen Franken, Skiren, Rugiern und anderen Germanen bestand, darunter sogar Burgunder von einem am Main lebenden Teil des Volkes. Auf der anderen Seite kämpften neben den Römern und Bur-

gundern auch Westgoten, Alanen und salische Franken. Krieger fast aller Völker zwischen dem Atlantik und der Wolga standen einander gegenüber, um sich bei der wichtigsten Schlacht der Spätantike gegenseitig niederzumetzeln. Chronisten aus dem fünften und sechsten Jahrhundert sprechen von Hunderttausenden, nach modernen Schätzungen waren es aber eher um die sechzigtausend Kämpfer insgesamt, ziemlich gleichmäßig auf beide Seiten verteilt.

Für die Burgunder war Attilas Einfall in Gallien die Gelegenheit zur Rache. Befeuert von der Erinnerung an die guten Zeiten in Worms und an den Alptraum der bitteren Niederlage, fetteten sie ihre Waffen. Ältere Krieger waren schon vor fünfzehn Jahren dabei gewesen, die jüngsten hatten während ihrer ganzen Jugend Szenen der burgundischen Niederlage nachgespielt. Nun fiel ihnen die Chance auf ausgleichende Gerechtigkeit in den Schoß. Dass es ausgerechnet Aetius war, der sie zu seinen Hilfstruppen machte, schien die Burgunder nicht zu stören.

Nach einigen Scharmützeln hatte Aetius einen Hügel erobert, von dem aus er das Schlachtfeld überblicken konnte. Attila ließ seine Priester und Seher eilig den Ausgang der Schlacht vorhersagen. Aus den Eingeweiden geopferter Schafe lasen sie, dass die Hunnen und ihre Verbündeten wenig Gutes zu erwarten hatten. Attila sah nur einen Ausweg, den Angriff als beste Verteidigung. «Ich selbst ... werde den ersten Wurfspieß schleudern, und der Schuft, der sich weigert, dem Beispiel seines Herrn zu folgen, soll auf der Stelle des Todes sein.»²

Zunächst lieferten sich Bogenschützen ein längeres Gefecht, bis plötzlich die gefürchtete Kavallerie der Hunnen erschien. Diese Reiter konnten vom galoppierenden Pferd aus ihre Pfeile in sämtliche Richtungen abschießen und so auch Verfolger wirksam bekämpfen. Sie schlugen eine Bresche mitten in Aetius' Heer. Im Kampfgetümmel stürzte Theoderich, der König der Westgoten, vom Pferd und kam unter den Hufen der eigenen Reiterei zu Tode. Als Auflösung und Flucht drohten, führte Theoderichs Sohn Thorismund die Westgoten zu einem Gegenangriff, der die Hunnen wieder zurückwarf. Franken, Burgunder und Römer kamen den Westgoten zu Hilfe, und am Ende des Tages musste sich Attila in eine rasch errichtete Wagenburg zurückziehen. Die einbrechende Nacht brachte den Vormarsch von Aetius' Streitmacht zum Halten.

Angeblich hatte Attila wenig Hoffnung, das Schlachtfeld lebend zu verlassen. Einer der spätantiken Chronisten behauptet, Attila habe für sich einen Scheiterhaufen aus hölzernen Sätteln errichten lassen und sich ruhig auf den Tod vorbereitet. Während des erwarteten Angriffs des feindlichen Heeres habe er sich in die Flammen stürzen und so der demütigenden Gefangennahme entgehen wollen; in dieser Absicht habe er sich schlafen gelegt.

Doch der befürchtete Angriff blieb aus. Aetius konnte nämlich die Verbündeten dazu bewegen, die Hunnen entkommen zu lassen, wozu er seine ganze Überzeugungskraft aufbot. Als Meisterstrategie hatte er erkannt, dass er nun zwar alle diese Völker hinter sich scharen konnte, sich aber bald wieder wegen der Machtverteilung in Gallien mit ihnen auseinandersetzen müsste. Die äußere Bedrohung durch die Hunnen würde ihm dabei noch nützlich sein. Vor allem die Macht der Westgoten, die nicht nur das südwestliche Gallien, sondern auch einen großen Teil der Iberischen Halbinsel in Besitz hatten, war ihm ein Dorn im Auge. So nutzte er angeblich gern die Gelegenheit, Thorismund mit einer List nach Hause zu schicken. Er soll ihm weisgemacht haben, dass er so schnell wie möglich nach Toulouse zurückkehren müsse, um gegenüber seinen dort verbliebenen Brüdern seinen Anspruch auf die Krone des ums Leben gekommenen Theoderich durchzusetzen. Nach dem Abzug der Westgoten besaß das Heer erheblich weniger Schlagkraft, zu wenig, um den Hunnen den Garaus zu machen. Auf diese Weise verwehrte Aetius den Burgundern die ersehnte Rache, doch er sollte sie reichlich belohnen.

Im ersten Morgenlicht entrollte sich vor den Augen der Hunnen zu Attilas ungläubigem Erstaunen ein beinahe leeres Schlachtfeld. Er überwand seine Fassungslosigkeit ebenso rasch, wie er sein todesmutiges Vorhaben vergaß, und zog sich blitzschnell über den Rhein zurück. Schon im nächsten Jahr nahm er Revanche, indem er seine Truppen in Richtung Rom in Marsch setzte, doch auch dieser Feldzug führte für Westrom nicht zur Katastrophe, wenn er auch der Legende nach eine bedeutende Folge hatte: Zahlreiche Bewohner der Städte im Nordosten Italiens sollen auf die Nachricht von Attilas Vormarsch hin in panischer Angst auf die Inseln in einer Lagune im Norden der Adria geflüchtet sein. Kein besonders sicherer Zufluchtsort, doch aus den

dortigen Ansiedlungen entwickelte sich schließlich Venedig, neben Paris die größte Metropole des kommenden Zeitalters.

Attila war weder der blutrünstige Tyrann, den die Legende aus ihm gemacht hat – dafür war er zu schlau und zu diplomatisch –, noch der geniale Feldherr, zu dem er in zahllosen Büchern erhoben wurde, denn dafür wiederum fiel die Bilanz seiner Eroberungszüge im Westen allzu mager aus. Immerhin erwies er sich als herausragender Anführer, der die zahlreichen sehr unterschiedlichen Hunnenstämme zu einem schlagkräftigen Verband mit einem ausgedehnten Herrschaftsgebiet zusammenschmiedete und die größeren und kleineren Mächte seiner Zeit dazu zwang, eine Allianz gegen ihn zu bilden. Vor allem aber war er derjenige, der in der Wahrnehmung seiner westlichen Zeitgenossen zu *dem* Barbaren schlechthin wurde – und das in einem Moment, in dem unzählige Barbaren heranstürmten. Dank der Aureole des Schreckens, die ihn in den Chroniken umgibt, konnte er sich posthum sichern, was letztlich seine wichtigste Eroberung wurde: einen blutrot gefärbten Platz in unserem kollektiven Gedächtnis. Der laut Überlieferung kleine, aber kräftig gebaute Attila kam während seines Hochzeitsfestes im Jahr 453 auf nicht unbedingt heldenhafte Weise ums Leben. Der eine Chronist lässt den betrunkenen Herrscher infolge eines wahrhaft königlichen Nasenblutens ersticken, der andere erklärt seine neue Frau Ildico zur unverhofften Mörderin.

Dass an jenem 20. Juni 451 das Schicksal des Abendlandes am seidenen Faden gegangen habe, ist aber eine romantische Übertreibung. Das Ende des Weströmischen Reiches kündigte sich schon seit längerem an. Auf den Katalaunischen Feldern sorgten die Römer lediglich dafür, dass nicht die Hunnen zur neuen Führungsmacht im Westen wurden, sondern die Germanen unter sich ausmachten, wer diese Rolle übernehmen würde. Die Franken, die Westgoten oder doch diese unterschätzten Burgunder?

Mitte des fünften Jahrhunderts war jedenfalls die hunnische Gefahr definitiv abgewendet, auch wenn Attilas Geist noch ein Vierteljahrhundert später ein letztes Mal spukte. Der erfolgreiche weströmische Diplomat und Heerführer Orestes, ehemals Gesandter und Sekretär des Hunnenkönigs, machte 475 seinen halbwüchsigen Sohn Romulus Augustus zum römischen Kaiser, ein durchsichtiges Manöver, denn in Wirklich-

keit wurde er selbst zum starken Mann in der Hauptstadt. Als der Germane Odoaker, ein Offizier der Hilfstruppen, 476 den listigen Orestes tötete und den schwachen «Augustulus», das «Kaiserlein», absetzte, war das Ende des dahinsiechenden Weströmischen Reiches gekommen.

Attila, die «Geißel Gottes», muss sich in seinem heidnischen Jenseits ins Fäustchen gelacht haben. Romulus Augustulus' Vater Orestes, in dessen Händen das allerletzte Restchen weströmischer Macht gelegen hatte, war niemand anders als sein früherer Sekretär. Attila konnte beruhigt in die Ewigkeit eingehen.

Ranzige Butter, Knoblauch und Zwiebeln

Geben wir dem aufgewirbelten Staub des unruhigen fünften Jahrhunderts einen Moment Zeit, sich zu legen, liebe Leserinnen und Leser, und richten wir den Blick auf die Burgunder. Nach dem Sieg über die Hunnen erkannte Aetius formal an, was längst Realität war, und sprach den Burgundern das Gebiet der heutigen französischen Landschaft Savoyen (mit nördlichen und südlichen Ausläufern) auch offiziell zu. Nach einer Reise über Hunderte von Jahren und Tausende von Kilometern waren sie fast am Endpunkt ihrer wundersamen Heldenfahrt angelangt, nur ein kleines Stück von jener Landschaft entfernt, die noch heute nach ihnen benannt ist. Beinahe waren sie zu Hause.

In den vergangenen Jahrhunderten hatten sie sich so oft mit anderen Völkern vermischt und an neue klimatische Bedingungen und Umwelten angepasst, dass man sich fragen kann, wie viel eigentlich noch von ihren skandinavischen Genen und Gewohnheiten übrig war. Einige Experten für Humangenetik halten es nach neuesten Untersuchungen zur Abstammungsgeschichte des Menschen für erwiesen, dass die sogenannte Y-DNA-Haplogruppe Q – eine bestimmte Sequenz von Nukleotiden auf dem Y-Chromosom des menschlichen Genoms – in Europa am häufigsten (>4 %) sowohl in der Bevölkerung bestimmter Regionen Skandinaviens, darunter Bornholm, als auch bei Bewohnern der Täler von Rhône und Saône in Frankreich vorkommt, etwas weniger häufig außerdem bei der Bevölkerung in einem relativ schmalen Streifen, der

von dort aus nordwärts in Richtung Worms verläuft. Es fällt auf, dass diese Verteilung zu den Migrationsrouten der Burgunder passt, einschließlich des vermuteten Ursprungsgebietes und des Endpunktes.³ Eine Untersuchung wie diese beweist andererseits auch, dass Vandalen, Sueben, Franken und Burgunder während ihrer langen Reise nach Gallien neben unzähligen Schwerthieben mindestens ebenso viele Gene ausgetauscht haben. Die germanischen Stämme, die im fünften Jahrhundert den Rhein überquerten, besaßen vor allem eine Vielzahl sehr unterschiedlicher genetischer Eigenschaften, die sie unterwegs erworben hatten, auch wenn vieles darauf hindeutet, dass wir die Geschichte der Völkerwanderungen teilweise noch in unseren Genen nachlesen können.

Haben wir überhaupt eine genauere Vorstellung von diesen alten Burgundern? Sidonius Apollinaris, später Bischof von Clermont, der ihnen zum ersten Mal im Jahr 466 begegnete, beschrieb sie als langhaarige Riesen, beklagte, dass er «germanische Worte aushalten» und «mit finstrer Miene loben [müsse], was der vollgefressene Burgunder singt, der mit ranziger Butter sein Haar beschmiert»; schon am frühen Morgen würden ihm diese Kerle «den unangenehmen Geruch von Knoblauch und hässlichen Zwiebeln zurülpfen».⁴ Gewiss eine äußerst farbige Beschreibung, aber im Grunde doch nicht mehr als die Gemeinplätze, in denen sich kultivierte Galloromanen zu ergehen pflegten, wenn sie über Barbaren gleich welcher ethnischen Gruppe sprachen. Sie sagen also mindestens ebenso viel über den Beobachter aus wie über die Beobachteten.

König Gundobad, der älteste Sohn Gundiocs, profitierte vom Zerfall des Weströmischen Reiches und konnte sein Königreich nach und nach vergrößern, bis es sich zu Beginn des sechsten Jahrhunderts von Nevers bis Basel erstreckte, im Süden sogar bis Avignon. Dennoch war das Kleinkram im Vergleich zu dem, was seinen germanischen Konkurrenten gelang, und um 500 zeichnete sich ab, dass sein Reich zwischen Hammer und Amboss geraten würde; die mächtigen Westgoten und die immer energischer vordringenden Franken standen bereit, um die Burgunder mit Haut und Haar zu verschlingen. Es war keine geringe Aufgabe, die Gundobad zu bewältigen hatte, aber wie sich zeigte, war er aus dem besten Machtpolitikerholz geschnitzt. Er

konnte nicht nur die Position Burgunds festigen, unter seiner Herrschaft entwickelte sich zugleich so etwas wie eine burgundische Identität. Vor allem dies war eine bemerkenswerte Leistung, denn als Germanen waren die Burgunder in ihrem überwiegend von Galloromanen bewohnten Königreich bei weitem in der Minderzahl.

In Gallien siedelten spätestens seit der Hallstattzeit die Kelten – in den Augen der Römer ein reichlich aufbrausendes Macho-Volk, das sie spottend *Galli* (Hähne) nannten. Im Jahr 52 v. Chr. brach Julius Cäsar bei Alesia den Widerstand dieser Gallier. Nach sechs Wochen Belagerung und gescheiterten Entsatz- und Ausbruchsversuchen ergab sich der Keltenfürst Vercingetorix mit einem historischen Kniefall vor dem römischen Feldherrn. Nach diesem Sieg entstand in den eroberten Gebieten nicht nur eine galloromanische Mischkultur, sein Triumph verlieh Cäsar auch so viel Selbstvertrauen, dass er nach der höchsten Macht in Rom griff. Alesia, der Ort, an dem quasi offiziell die Romanisierung des späteren Frankreich begann und Cäsars Hybris sich Bahn brach, lag nicht irgendwo, sondern in jener Region, die bald Burgund heißen sollte.

Wie die damals von Cäsar besiegten Kelten erlagen auch die Burgunder (und mit ihnen andere Germanen, die es nach Gallien verschlagen hatte) den Reizen der römischen Kultur, und sie tauchten nicht nur ihre äußere Erscheinung und ihre gastronomischen Vorlieben, sondern auch ihre Sprache und ihre Bräuche in ein mit lateinischen Kräutern aromatisiertes Bad. Die *Lex Burgundionum* (vermutlich vor 516), das Gesetzbuch König Gundobads, ist ein schönes Beispiel dafür. Mit dieser Sammlung von Gesetzesbestimmungen wollten die Burgunder der großen galloromanischen Mehrheit in ihrem Herrschaftsgebiet entgegenkommen. Jede Gerichtsverhandlung musste von einem Burgunder und einem Galloromanen geleitet werden, und Heiraten zwischen Mitgliedern der beiden Bevölkerungsgruppen waren nun erlaubt. So entwickelte sich nicht nur ein Nebeneinander germanischer und romanischer Namen, es entstand auch eine neue Art von Adel, der den Großgrundbesitz der Galloromanen mit dem Kriegerischen der Burgunder verband – ein Vorbote des Feudalsystems. Das Einarbeiten germanischer Stammesbräuche in bestehendes römisches Recht geschah bezeichnenderweise in lateinischer Sprache. Die Burgunder

lebten nun schon fast sechzig Jahre in romanisierten Regionen, und die meisten sprachen sowohl ihre Variante des Ostgermanischen als auch Spätlatein. Dank der *Lex Burgundionum* germanisierten sich nun wiederum die Galloromanen zumindest ein wenig; das Gesetzbuch ist aber vor allem ein Beleg dafür, dass ein germanisches Volk in offiziellen Dokumenten auf die Verwendung seiner eigenen Sprache verzichtete und sich bewusst für die Romanisierung entschied.

Schon während ihrer germanischen Zeit liebten die Burgunder jenes alkoholische Getränk, mit dem sie im Lauf des folgenden Jahrtausends weltberühmt wurden: «Wenn jemand nachts oder während der Lese einen Weinberg betritt und von den Wächtern getötet wird, hat die Familie des Opfers kein Recht auf Klage»,⁵ stellte das neue Gesetzbuch klar. Spätestens die Römer hatten den Weinanbau eingeführt, und am sogenannten goldenen Hang (Côte d'Or) gediehen die Reben ausgezeichnet.

Manche der germanischen Strafen dürften die alteingesessene Bevölkerung verblüfft haben. So musste ein Mann, der einen Jagdhund gestohlen hatte, öffentlich den Hintern des Tieres küssen. Die Strafe für den Diebstahl eines Falken bestand darin, dass Kopf und Brust des Diebes mit Fleischstücken belegt wurden, worauf der Beizvogel seinen Hunger stillen durfte. Die Beispiele zeigen nicht nur, dass selbst Gesetzestexte voller Witz sein können, sondern auch, wie wichtig den Burgundern ihre Tiere waren, besonders, wenn sie für die Jagd eingesetzt wurden – noch etwas, das die Jahrhunderte überdauern sollte.

Grundsätzlich bestand die Möglichkeit, sich derartige Unannehmlichkeiten durch die Zahlung einer bestimmten Summe zu ersparen. Man bezahlte zunächst den Betrag, den das jeweilige Tier oder das menschliche Opfer wert war, und darüber hinaus die Buße für den Rechtsbruch selbst. Die *Lex Burgundionum* enthält einen sorgsam zusammengestellten Sühnegeldkatalog. Eine kleine Blütenlese: ein getöteter Hund – 1 Solidus (eine römische Goldmünze, von deren Namen die Wörter Sold und Soldat abgeleitet sind); eine vergewaltigte Frau – 12 Solidi; eine Frau, deren Haar grundlos abgeschnitten wurde – 12 Solidi; ein ermordeter Sklave – 30 Solidi; ein ermordeter Zimmermann – 40 Solidi; ein ermordeter Schmied – 50 Solidi; ein ermordeter Silberschmied – 100 Solidi; ein ermordeter Goldschmied – 200 Solidi.

In der burgundischen Kultur spielte die Familienehre eine bedeutende Rolle. Um zu verhindern, dass Klans einander in endlosen Fehden zerfleischten, war dieses kluge System ersonnen worden, bei dem die besudelte Ehre problemlos durch Sühnegeldzahlung wiederhergestellt werden konnte. Lehnten Schädiger oder Geschädigte aber diese Art des Ausgleichs ab, blieb nur ein Ausweg, eben die sogenannte *fai-hitha*, die Fehde. Die Blutfehde, in die im Lauf des sechsten Jahrhunderts die königliche Familie verstrickt wurde, geriet dermaßen außer Kontrolle, dass sie das Ende des Königreichs herbeiführte.

Gallien ist ein eiskaltes Bad wert

Am 26. Dezember 506,⁶ auf den Tag genau einhundert Jahre nachdem Burgunder und andere Germanen den Rhein überquert hatten, durchwatete ein vierzigjähriger fränkischer König geweihtes Wasser (Tafel 1). Als Chlodwig den hinteren Rand des großen Taufbeckens in der Bischofskirche von Reims erreicht hatte, blickte er zurück und nickte demütig, zum Zeichen, dass dreitausend fränkische Krieger es ihm gleichtun durften. Der sakrale Wellengang, den das auslöste, wirkte jahrhundertlang nach. Mit Chlodwigs Taufe drehte sich das Rad der Geschichte wieder um einen Zahn weiter, aber um was für einen. Das Reich der Franken, dem *la douce France* den Namen verdankt, wurde zur «ältesten Tochter der Kirche» und sollte Rom bei der Eroberung Westeuropas tatkräftig unterstützen. Zu diesem Schlüsselereignis wäre es natürlich nicht ohne den rücksichtslosen Ehrgeiz des fränkischen Königs gekommen, ebenso wenig aber ohne die Überredungskünste einer burgundischen Prinzessin.

Dabei deutete zunächst wenig darauf hin, dass Chlodwig eines Tages die Katholikin Chlothilde (eigentlich Chrodechild) zu seiner Frau machen würde. Sein Großvater Merowech, der dem fränkischen Geschlecht der Merowinger seinen Namen gab, soll der Legende nach auf Seiten der Burgunder gegen die Hunnen gekämpft haben, doch von dieser Waffenbrüderschaft blieb wenig übrig. Die Römer hatten den salischen Franken bereits Mitte des vierten Jahrhunderts

erlaubt, sich im Gebiet des heutigen Belgien niederzulassen, unter der Bedingung, dass sie sich an der Verteidigung der Grenzen des Römischen Reiches beteiligten. Das kleine Gebiet im nördlichen Gallien befriedigte Chlodwigs Ehrgeiz allerdings bei weitem nicht; in seiner Hauptstadt Tournai spürte er die Verlockung südlicherer Gefilde. Im Jahr 500 marschierte er bis Dijon in Burgund, wo er jedoch von König Gundobad und dessen Bruder Godegisel erwartet wurde.

Die Kämpfe hatten kaum begonnen, als Godegisel die burgundische Sache verriet und zu den Franken überlief. Bestürzt flüchtete Gundobad nach Avignon. Die feindlichen Truppen hatten ihn schon fast eingeholt, als sie plötzlich kehrtmachten und nach Norden eilten, da den Franken berichtet worden war, dass die Westgoten, die den gesamten Südwesten Galliens beherrschten, ihr Land bedrohten. Gundobad nutzte den Abzug Chlodwigs, um seinen Bruder Godegisel in Vienne eigenhändig umzubringen, seine Schwägerin in der Rhône zu ertränken, ihre Söhne zu enthaupten und in einen tiefen Brunnen zu werfen. Nur die beiden Enkelkinder Godegisels verschonte er, weil sie noch sehr jung waren – eine Anwandlung von Menschlichkeit, die verhängnisvolle Folgen hatte. Dann schloss er um der Sicherheit des Königreichs willen ein Bündnis mit Chlodwig. Während der Verhandlungen darüber erschien es ihm günstig, seine Nichte Chlothilde, die katholische Tochter eines verstorbenen Bruders, mit dem fränkischen König zu verheiraten.

So kam es, dass die beiden Völker, die einander gerade erst auf Leben und Tod bekämpft hatten, im Jahr 501 durch Heirat miteinander verbunden wurden. Sosehr seine fromme Gemahlin sich auch bemühte, der heidnische Chlodwig wollte zunächst vom christlichen Glauben nichts wissen. Dennoch ließ Chlothilde ihr erstes Kind taufen, ohne die Zustimmung ihres Mannes. Als es noch im Taufkleid starb, gab der wütende Chlodwig der fremden Religion die Schuld. Sein Zorn steigerte sich noch, als auch das zweite Kind nach der Taufe erkrankte. Trotzdem tauchte er in der nasskalten Christnacht des Jahres 506 sein langes, lockiges Haar, bei den Franken ein Zeichen von Kraft und königlicher Würde, in heiliges Wasser. Wie der Hugenotte Heinrich IV. Ende des sechzehnten Jahrhunderts seine Konversion zum Katholizismus mit den Worten «Paris ist eine Messe wert» gerecht-

fertigt haben soll, so könnte Chlodwig gedacht haben: Gallien ist ein eiskaltes Bad wert. Der machthungrige Herrscher hatte erkannt, dass ihm die ständig an Einfluss gewinnende Kirche nützlich sein konnte.

«Er ging, ein neuer Constantin, zum Taufbade hin, sich rein zu waschen von dem alten Aussatz und sich von den schmutzigen Flecken, die er von alters her gehabt, im frischen Wasser zu reinigen»,⁷ schrieb Gregor von Tours. Obwohl seine *Historia Francorum* erst Ende des sechsten Jahrhunderts entstand, schildert Gregor das Geschehen, als wäre er dabei gewesen. So behauptet er, Chlodwig habe dem Bischof versprochen, diejenigen in seinem Volk, die den alten Göttern nicht abschwören wollten, zu bekehren. Offensichtlich bot Gregor all sein rhetorisches Talent auf, um dem fränkischen König und mit ihm ganz *Francia*, dem Reich der Franken, eine wichtige Rolle in der Heilsgeschichte zuzuweisen. Der Verweis auf Konstantin diente nicht bloß zur Ausschmückung. Dieser römische Kaiser hatte im Jahr 312 angeblich nach einer göttlichen Erscheinung das Christusmonogramm auf die Schilde seiner Soldaten malen lassen, wonach er eine entscheidende Schlacht vor den Toren Roms gewann und nicht nur zum neuen weströmischen Alleinherrscher wurde, sondern auch die Ausbreitung des Christentums in seinem Reich förderte.

In Gregors Darstellung von Chlodwigs Geschichte gibt es unübersehbare Parallelen hierzu. Einige Monate vor seiner Taufe soll er bei Tolbiacum (Zülpich) in der Nähe von Köln gegen die Alamannen gekämpft haben, den germanischen Stammesbund, der den Süden des heutigen Deutschland beherrschte und nach Westen vorrückte. Die fränkischen Truppen wurden zunächst überrannt; als die Anrufung der germanischen Götter nicht half, habe Chlodwig verzweifelt Christus angefleht: «[G]ewährst du mir jetzt den Sieg über diese meine Feinde ..., so will ich an dich glauben und mich taufen lassen auf deinen Namen.»⁸ Der Gott seiner burgundischen Frau erkannte offenbar seine Chance und erfüllte die Bitte; die Schlacht wendete sich gerade noch rechtzeitig, und Chlodwigs Truppen errangen den Sieg. Der dankbare König erfüllte sein feierliches Versprechen.

Selbstverständlich war seine Bekehrung in erster Linie Realpolitik, aber im nationalen Roman Frankreichs machte sich diese Geschichte von Einsicht und Reue, christlicher Läuterung und göttlichem Eingrei-

fen viel besser. Es verwundert nicht, dass die Burgunderin Chlothilde fast unmittelbar nach ihrem Tod in die wachsende Schar der Heiligen aufgenommen und fortan zum Zweck der Bekehrung ungläubiger Ehegatten angerufen wurde – wer sogar den halsstarrigen Chlodwig weichklopfte, musste ja aus dem richtigen Bekehrerholz geschnitzt sein. Interessanterweise brachte sie es im Lauf der Jahrhunderte außerdem zur Patronin der Notare, der Lahmen und der französischen Heeresflieger, dies wahrscheinlich, weil laut Gregor von Tours der fränkische König die Alamannen bei Zülpich dank Feuer vom Himmel besiegt hatte.

Der Legende nach hatte Bischof Remigius – dessen sterbliche Überreste bis heute in der ihm geweihten Abtei in Reims ruhen – in der Christnacht des Jahres 506 vergessen, Chrisam bereitzuhalten. Darauf kam prompt eine Taube geflogen und brachte ihm ein Fläschchen davon, so dass er dem fränkischen König mit dem Salböl ein Kreuz auf die Stirn malen und ihn im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes segnen konnte. Gregor berichtet, dass der König «den allmächtigen Gott als den dreieinigen»⁹ bekannt habe. Hinter diesen scheinbar harmlosen Worten verbirgt sich ein bedeutender Konflikt im frühen Christentum, ein Bruderzwist zwischen Christen mit unterschiedlichen Überzeugungen, der athanasischen «katholischen» Lehre und dem von der römischen Kirche verworfenen arianischen Christentum – eine Auseinandersetzung, in der auch wieder die Burgunder eine wichtige Rolle spielten.

Hier also beginnt die Geschichte Frankreichs

Lange war die klischeehafte Vorstellung verbreitet, die ins Römische Reich eingefallenen Barbaren hätten sich in jeder Hinsicht von der altingesessenen Bevölkerung zu unterscheiden versucht, doch schon die Burgunder sind ein gutes Beispiel für das Gegenteil, und von ihrer Geschichte lässt sich auf die Entwicklung in ganz Westeuropa schließen. Gundobad tat jedenfalls alles, um die religiösen Spannungen zwischen den arianischen Burgundern (hauptsächlich Adlige und Soldaten) und

den katholischen Galloromanen (der großen Mehrheit der Bevölkerung) zu beseitigen.

Der Aufstieg des Christentums konnte erst richtig beginnen, als Kaiser Konstantin es im Jahr 313 offiziell tolerierte und die Christenverfolgungen eingestellt wurden. Ende des vierten Jahrhunderts tat Kaiser Theodosius den nächsten Schritt, er verbot andere Religionen und erhob das Christentum de facto zur Staatsreligion. Nun ging alles schnell; schon Anfang des fünften Jahrhunderts machten Christen die Hälfte der römischen Bevölkerung aus. Der rasche Zuwachs war nicht nur auf den energischen Einsatz des Kaisers und des Bischofs von Rom, also des Papstes, zurückzuführen, sondern auch auf den wachsenden Reichtum der Kirche. Geistliche Würdenträger nahmen nur zu gern Schenkungen begüterter Adliger und Bürger an, die damit ihr Seelenheil zu sichern hofften. Der Glaube gedieh auf der Verzweiflung der Hörigen und dem Reichtum des Adels wie Brennesseln und Rosen auf einem Misthaufen.

Die Nachfolger Christi wählten nicht nur kurzerhand das Lateinische als Sprache ihres Kultes, ihre Bistümer übernahmen auch die spätantike Verwaltungsgliederung, was der Verbreitung und der Organisation des jungen Christentums sehr zugute kam. Die Kirche konnte sich überall schnell etablieren, weil sie so klug war, heidnische Heiligtümer zu erhalten und zu christlichen Betstätten umzugestalten. Vielerorts wurden Klöster gegründet – ein Phänomen, das entstanden war, als die ersten asketischen Einsiedler beschlossen, ihre Einsamkeit zugunsten des Zusammenlebens mit Gleichgesinnten aufzugeben. In diesen Institutionen bewahrten Mönche durch Bildung und Kopierarbeit die antike Überlieferung. Im Chaos der Völkerwanderungszeit hätten die Zeugnisse des antiken Geistes fast vollständig vernichtet werden können, doch dank der Kirche dauerte der Einfluss der römischen Kultur noch über Jahrhunderte auch in der Amtssprache, der Liturgie, dem Unterricht und den Bildenden Künsten fort. Die Ursprünge der späteren großen Rückbesinnung auf die Antike liegen schon im frühen Mittelalter.

Indem sie sich in den noch stabilen Strukturen des Römischen Reiches einrichteten, sich von Kirchenvätern wie Augustinus inspirieren ließen, systematisch die sogenannten Barbaren für sich gewannen und nicht zuletzt bei zahlreichen Konzilien um eine einheitliche Linie be-

mühten, gelang es den Kirchenoberen, eine einzigartige Organisation aufzubauen. Das vielleicht gefährlichste Problem der Kirche jener Zeit war das Nebeneinander unterschiedlicher christlicher Lehren, deren Anhänger die jeweils anderen Positionen als Irrlehren bezeichneten. Eine der bedeutendsten Strömungen des frühen Christentums war der Arianismus, die Lehre des Arius, eines ägyptischen Priesters aus dem dritten Jahrhundert. Er wandte sich gegen die Vorstellung, dass der einzige Gott des Christentums drei ihrem Wesen nach gleiche Erscheinungsformen habe: den Vater (Gott), den Sohn (Christus) und den Heiligen Geist, wobei der Sohn als einzige dieser Erscheinungsformen sowohl göttlicher als auch menschlicher Natur sei. Arius lehrte, dass der Sohn als Geschöpf Gott untergeordnet sei und folglich keine göttliche Natur haben könne, wohingegen die Anhänger der Trinitätslehre die Wesensgleichheit der drei Erscheinungen betonten. Diese Debatte führte beinahe zu einer Spaltung der Kirche. Wer hatte recht: die «katholischen» Trinitarier oder die Arianer? Beim Konzil von Nicäa im Jahr 325 legten die kirchlichen Amtsträger nicht nur für alle Zeiten die Grundlagen für die Berechnung des Osterdatums fest, sie trafen auch eine Entscheidung in der strittigen Glaubensfrage und verurteilten die arianische Lehre als Häresie. Es dauerte einige Zeit, bis die Nachricht auch die entlegeneren Regionen der Christenheit erreichte. Unterdessen hatte der arianische Bischof Wulfila die Goten bekehrt, so dass die «Irrlehre» sogar noch Anhänger gewann. Vermutlich breitete sich der Arianismus über die Goten auf die anderen Barbaren aus dem Osten aus. Die Burgunder hatten sich bereits während der Zeit in Worms zum arianischen Christentum bekehrt und waren folglich definitionsgemäß Häretiker, als sie sich im Tal der Rhône und Saône ansiedelten.

Um sich in Gallien erfolgreich zu integrieren, blieb Franken und Burgundern im Grunde kaum etwas anderes übrig, als zum Christentum der Galloromanen überzutreten. Gundobad selbst hat diesen Schritt jahrelang erwogen, blieb dann aber doch Arianer. Er entschied sich für eine Politik der Toleranz und des allmählichen Übergangs von der einen zur anderen Konfession. Seine Frau Caretene, wie Chlothilde Katholikin, durfte in Lyon eine große Kirche errichten lassen. Dem Bischof Avitus von Vienne erlaubte der König sogar, ihm eine

ausgesprochen kritische Abhandlung über den Arianismus zu widmen. Einige Monate vor Chlodwigs Taufe Ende 506 gelang es ebendiesem Avitus, Gundobads Sohn und Mitherrscher Sigismund zum Übertritt zu bewegen. Weil Sigismund ja schon Christ war, nur eben von der falschen Sorte, blieb ihm im Gegensatz zum fränkischen König das Untertauchen in eiskaltem Wasser erspart; bei ihm reichte ein einfaches Handauflegen. Es ist kaum bekannt, aber tatsächlich war es ein burgundischer König, der als erster germanischer Stammesfürst zum katholischen Glauben übertrat. Höchstwahrscheinlich hat dieses Ereignis sogar Chlodwigs Bekehrung beschleunigt.

Kaum waren Chlodwig und Sigismund bekehrt, unternahmen sie gemeinsam einen Feldzug gegen die Westgoten, die über ein riesiges Gebiet von der Loire bis Andalusien herrschten. «Es bekümmert mich sehr, dass diese Arianer noch einen Teil Galliens besitzen», soll der frischgebackene Ex-Heide Chlodwig fromm verkündet haben. «Lasst uns mit Gottes Beistand aufbrechen, sie besiegen und dies Land in unsere Gewalt bringen.»¹⁰ Sigismund ließ sich das nicht zweimal sagen. Dass es zu diesem fränkisch-burgundischen Kreuzzug gegen die westgotischen «Häretiker» kam, ist bemerkenswert, blieb doch Sigismunds Vater, der die Macht mit ihm geteilt hatte, Anhänger der arianischen Variante des Christentums. Wieder einmal, und nicht zum letzten Mal, diente die Religion offenbar vor allem als Vorwand für den Kampf um Macht, Reichtum und Territorien.

Bei Poitiers – genauer gesagt bei einem Dorf im Umland, entweder Vouillé oder Voulon – trafen im Frühjahr 507 das burgundisch-fränkische Heer und das des Westgotenkönigs Alarich II. aufeinander. Die Schlacht soll bereits einen Tag gewütet haben, als Chlodwig plötzlich in nächster Nähe Alarich zu Gesicht bekam und ohne zu zögern mit seiner Streitaxt ausholte. Im gleichen Moment griffen zwei riesenhafte Goten den fränkischen König an, der sich mit seinem Schild schützte, sein Pferd herumriss und gerade noch entkam, während Alarich tot von seinem Schimmel stürzte. Nach dem Tod ihres Königs flohen die Westgoten auf die Iberische Halbinsel, wo ihr Reich noch zwei Jahrhunderte Bestand hatte, bis die Mauren es endgültig zerstörten. Dass angeblich Chlodwig höchstselbst den König des mächtigen Barbarenvolkes in der Schlacht niedergestreckt hatte, erfüllte den halben Konti-

nent mit Erstaunen und verlieh dem fränkischen Sieg noch größeren Glanz. Bis auf Burgund und die Provence besaß Chlodwig im Frühjahr 507 fast ganz Gallien. So ist es durchaus verständlich, dass die Einwohner von Vouillé Ende des zwanzigsten Jahrhunderts eine Gedenktafel mit der etwas schwülstigen, aber nicht ganz unzutreffenden Behauptung «Hier also beginnt die Geschichte Frankreichs» enthüllten.

In lateinischen Quellen erscheint Chlodowig, wie er in Wirklichkeit hieß, als Chlodovechus oder Clodovicus. Im Deutschen wurde aus Chlodwig Ludwig, Franzosen nennen ihn wie Niederländer, Belgier und Briten Clovis, woraus im Französischen Louis wurde. «Chlodowig» geht wie «Ludwig» auf das westgermanische *hlūd* («laut», «berühmt») und *wīg* («Kampf», «Krieg») zurück und bedeutet folglich so etwas wie «durch Kampf berühmt». Sein Name fasst nicht nur seine Laufbahn zusammen, sondern weist auch voraus auf das von zahllosen Ludwigs bevölkerte französische Königshaus. Die französische Aureole des fränkischen Königs sollte erst gegen Ende seines Lebens hell erstrahlen, als er die alte Hauptstadt Tournai verließ und Paris als Zentrum seines Reiches wählte. Ermuntert von seiner Frau Chlothilde, ließ er dort eine große Kirche bauen, so dass sein von Blutvergießen geprägtes Dasein mit einem Schein friedlicher Frömmigkeit endete. 511 wurde der König, 545 seine Gemahlin in der Kirche beigesetzt. Heute erhebt sich dort das Panthéon, in dem Frankreich seine Großen feierlich zu Grabe legt. Die französische *grandeur* wurzelt buchstäblich in fränkisch-burgundischem Grund.

Indem zwei Diener das Tuch an sich zogen

Zufall oder nicht, aus dem Jahr 506, dem Jahr von Sigismunds Übertritt zum katholischen Glauben, ist zum ersten Mal die Verwendung des Namens *Burgundia* überliefert. Als nach und nach auch die Einwohner des Königreichs diese Bezeichnung übernahmen, begaben sich regionale Geschichtsschreiber auf die Suche nach den historischen Wurzeln des Landes. In den von ihnen verfassten Heiligenviten, heute unter dem Namen «Burgundischer Zyklus» zusammengefasst, unternahmen

diese Gelehrten den Versuch, alte Heilige, die drei- oder vierhundert Jahre zuvor auf dem Gebiet des damals noch nicht so bezeichneten *Burgundia* den Märtyrertod gestorben waren, in einer Art nationenbildendem Mythos zu vereinen. So entstand das Bild Burgunds als eines auserwählten Landes mit vorbildhaften Glaubenshelden wie Bagnus von Dijon und Symphorianus von Autun. Plötzlich hatte es den Anschein, als bestünde das Königreich, dessen Geschichte vor nicht einmal hundert Jahren begonnen hatte, schon seit etlichen Jahrhunderten.

Nach Gundobads Tod im Jahr 516 hinderte Sigismund nichts mehr daran, sein Volk zu einem Teil der katholischen Christenheit zu machen. Sogleich ließ er in Genf eine Kathedrale errichten und erbat dafür vom Papst zahllose Reliquien. Für die Ausbreitung des wahren Glaubens war das Kirchenoberhaupt gern zur Aufteilung irdischer Überreste von Heiligen in immer kleinere Fragmente bereit. Die christlichen Fossilien und Wrackteile, von denen es einen schier unerschöpflichen Vorrat zu geben schien, verliehen den neuen Kirchen sakralen Glanz.

Sigismund schien auf einer Welle des Erfolgs zu schwimmen: Die Alamannen waren unterworfen, die Westgoten vertrieben, das Bündnis mit den Franken versprach Sicherheit. Und doch fiel das solide burgundische Reich bald wie ein Kartenhaus zusammen.

Nach dem Tod seiner Frau Ostrogotho – wie ihr Name vermuten lässt, eine Tochter des Ostgoten-Königs Theoderich des Großen – heiratete Sigismund zum großen Missfallen seines Sohnes Sigerich eine attraktive Dienerin der Königin. Eines Tages sah Sigerich seine Stiefmutter in Gewändern seiner verstorbenen Mutter durch den Palast schreiten. Mehr brauchte es nicht, um den aufgestauten Ärger des Heranwachsenden zum Ausbruch kommen zu lassen. «Eine Dienerin hat kein Recht, die Kleider ihrer Herrin zu tragen»,¹¹ rief er wütend aus. Die beleidigte neue Königin redete Sigismund daraufhin ein, sein Sohn plane, ihn zu ermorden und die Herrschaft zu übernehmen. Der wankelmütige Sigismund wusste sich angesichts dieser scheinbaren Bedrohung keinen anderen Rat, als Sigerich umbringen zu lassen. «[A]ls der Jüngling einst vom Weine trunken war, hieß er ihn nach Tische zur Ruhe gehen, und im Schlafe legte man ihm ein Tuch unter

den Kopf, schürzte es unter dem Kinn und erdrosselte ihn, indem zwei Diener das Tuch an sich zogen»,¹² berichtet Gregor von Tours, für seine Verhältnisse recht nüchtern.

Noch am selben Abend schlug Sigismunds Stimmung erneut um, er wurde von Reue verzehrt. In der 515 von ihm gegründeten Abtei Saint-Maurice suchte der gebrochene König Trost und beauftragte die Mönche «für alle Zeiten», Psalmen und Chorgesänge zum Gedächtnis seines Sohnes zu singen. Im Neunschichtbetrieb sangen die Mönche von da an inbrünstig Tag und Nacht – eine orientalische Klostertradition, die über das alte Burgund im Westen Einzug hielt. Noch bis Anfang des neunten Jahrhunderts erfüllten die Mönche mit bemerkenswerter Hingabe ihren Auftrag, was fast zweieinhalb Millionen Stunden frommen Gesangs entspricht.

Sigismunds rasche Besinnung und tiefe Trauer und sein Einsatz für den katholischen Glauben verhalfen ihm später zur Aureole des Heiligen. Gläubige Verbrecher verehrten den unglücklichen Herrscher als Patron der reuigen Mörder. Sein angeblicher Schädel und eine Streitaxt, die ihm gehört haben sollte, wurden 1365 auf Bitten Karls IV. nach Prag überführt, worauf der kranke Kaiser des Heiligen Römischen Reiches prompt genas und der Burgunder Sigismund auch noch zum Schutzheiligen Böhmens wurde.

Doch das war ein posthumer Triumph; im Jahr 522 war seine Lage eher besorgniserregend. Während Burgund ängstlich nach Italien blickte, von wo der Ostgoten-König Theoderich der Große – so jedenfalls die Befürchtung – sich aufmachen würde, den Tod seines Enkels Sigerich zu rächen, überraschte Chlodwigs Sohn Chlodomer Freund und Feind. Der fränkische König hatte sich von seiner burgundischen Ehefrau Gundioca, der Enkelin des zweiundzwanzig Jahre zuvor enthaupteten Godegisel, zu einem Feldzug gegen die Burgunder anstacheln lassen. Für Gundioca schlug die Stunde der Vergeltung. Traditionell waren bei den Germanen die Frauen Trägerinnen der Familienehre, und Gundioca forderte Genugtuung für den Mord an ihren Eltern und Großeltern, begangen von König Gundobad. Der Täter selbst war tot, doch Gundobads nun geschwächter Sohn Sigismund war das ideale Opfer ihrer Rachegelüste. Im Jahr 523 besiegte das fränkische Heer die wenig motivierten burgundischen Truppen Sigis-

munds, der mit knapper Not entkam. Er floh zu seinem Kloster, wurde aber kurz davor abgefangen. Nach einiger Zeit in Gefangenschaft wurden er und seine nächsten Verwandten gemäß den Regeln der germanischen *faihitha* von Chlodomer auf die gleiche Weise umgebracht wie einst Godegisel und dessen Angehörige von Sigismunds Vater Gundobad: indem sie erst enthauptet und dann in einen tiefen Brunnen geworfen wurden (Tafel 2).

Gundobads großartiges Werk war in höchster Gefahr, und so krönten die Burgunder eilig Sigismunds Bruder Godomar zum neuen König. Überraschenderweise besiegte Godomar 524 mit seinen ostgotischen Verbündeten das fränkische Heer; Chlodomers Kopf landete auf einem Speiß, während Burgund wieder quicklebendig war. Es war allerdings das letzte Aufbäumen des Königshauses gewesen, denn 532 und 534 fügten fränkische Heere unter weiteren Söhnen Chlodwigs den Burgundern vernichtende Niederlagen zu, auch wenn Godomar knapp entkam. Untergetaucht lebte er noch einige Jahre in seinem ehemaligen Herrschaftsgebiet, das nun ein Teil des Frankenreichs war, allerdings eine gewisse Eigenständigkeit behielt.

Die Franken lebten fast ununterbrochen im Kriegszustand. Weil jeder männliche Nachkomme gleich viel Anspruch auf den Besitz eines verstorbenen Familienoberhaupts hatte, wurde in den Herrscherfamilien um jede Handbreit Boden gekämpft. Nachdem Chlodomers Verwandte seinen Tod betrauert hatten, brachten sie seine Söhne um, so dass sie dem fränkisch-burgundischen Zweig der Familie keine Gebiete mehr schuldeten. Der Versuch, alles Burgundische aus der fränkischen Königsfamilie zu eliminieren, wäre allerdings von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen, und zwar aus dem einfachen Grund, weil die merowingischen Herrscher dann praktisch jedes Familienmitglied einschließlich sich selbst hätten umbringen müssen. Um das zu verstehen, reicht es, kurz ihren Stammbaum hochzuklettern. Das ist ein bisschen anstrengend, belohnt einen aber mit einer kleinen Offenbarung. Vielleicht hilft es, den folgenden Absatz, der aus einem merowingischen Boulevardstück zu stammen scheint, laut zu lesen.

Chlodwig heiratete Gundobads Nichte Chlothilde; beider Sohn Chlodomer nahm Gundioca zur Frau, die Enkelin Godegisels. Nach Chlodomers Tod wurde Gundioca einfach an Chlodwigs dritten Sohn

weitergereicht, den berüchtigten Chlothar. Abgesehen von Chlodwigs ältestem Sohn Theuderich, der aber wie sein Vater eine burgundische Prinzessin zu seiner zweiten Frau machte, eine Tochter Sigismunds mit Namen Suavegotha, und Theuderichs aus erster Ehe stammendem ältesten Sohn Theudebert, haben sämtliche Nachkommen Chlodwigs burgundisches Blut in den Adern. Da zu Theudeberts Zweig nur ein Sohn und ein kinderloser Enkel zählen, reißt die nichtburgundische Linie bald ab, und die verschlungenen genealogischen Verhältnisse lassen nur einen Schluss zu: Die Nachfahren Chlodwigs waren im gleichen Maße burgundischer wie fränkischer Abstammung.

Vielleicht kann dies erklären, dass die *Lex Burgundionum* bis ins neunte Jahrhundert hinein gültig blieb und dass bis auf einige wenige Franken die meisten Bischöfe, Adligen und Großgrundbesitzer in Burgund noch lange stolz auf ihre burgundische Herkunft verweisen konnten. Das berühmte Gesetzbuch hatte eine erfolgreiche Integration ermöglicht, was wiederum dazu führte, dass sich die Einwohner des Landes auch weiterhin als Burgunder empfanden. Das mythische Königreich mochte im Nebel der Geschichte verschwinden, der Name Burgund überdauerte.

Sehet den Schleier der Heiligen Jungfrau!

Das merowingische Reich wurde bald in drei große *regna* aufgeteilt: Austrasien oder Austrien im Nordosten (Hauptstadt Reims, später Metz), Neustrien im Nordwesten (Hauptstadt Soissons) und Burgund (Hauptstadt Chalon-sur-Saône). Nach zwei bis drei Jahrhunderten verloren die Merowinger die tatsächliche Macht; sie überließen sich dem Müßiggang und verkümmerten zu bloßen Symbolen der Herrschaft, während sich die sogenannten Hausmeier, ihre höchsten Verwaltungsbeamten, allmählich zu den wahren Herrschern des fränkischen Reiches entwickelten. Unter den kraftlosen Nachkommen Chlodwigs veränderte sich in Burgund nicht allzu viel, bis wieder einmal fremde Invasoren das leicht eingerostete Rad der Geschichte erneut in Schwung brachten.

Um das Jahr 700 hatten die Mauren fast ganz Nordafrika erobert und unternahmen schließlich den erfolgreichen Versuch, nördlich der Straße von Gibraltar Fuß zu fassen, in Spanien. Im Jahr 711 fügten sie den Westgoten eine entscheidende Niederlage zu, und acht Jahre später stießen sie über die Pyrenäen ins fränkische Aquitanien vor, wo sie gleich Narbonne einnahmen. Der arabische Heerführer Abd ar-Rahman gab sich damit nicht zufrieden, sondern plünderte die gesamte Region. Die Gewinner der zurückliegenden Völkerwanderungsepoche drohten bei diesem erneuten massenhaften Einfall unterzugehen.

Ein Hausmeier aus der Maasregion sollte die Invasion aufhalten. Die Abbildungen dieses frühmittelalterlichen Helden sehen sich alle recht ähnlich: ein unerschrocken dreinblickender fränkischer Anführer, ein Band um das lange Haar, wilder Walross-Schnurrbart unter mehr als kräftigem Riechorgan, eng anliegender Kettenpanzer, Schild vor den Füßen. Was vor allem ins Auge springt, ist die blutige Streitaxt in seiner Rechten. Der größte Held seiner Epoche, so wird Karl Martell grundsätzlich dargestellt.

Karl wollte die Einfälle der Mauren nutzen, um die unter den Merowingern zersplitterte Macht an sich zu reißen. Im Oktober 732 marschierte er mit seiner Streitmacht nach Südwesten und traf vermutlich zwischen dem Clain und der Vienne nördlich des heutigen Poitiers auf die Invasoren. Zum ersten Mal seit ihrer Ankunft auf dem europäischen Kontinent sahen sich die Araber mit einem disziplinierten und bis an die Zähne bewaffneten Heer konfrontiert. Berittene Kämpfer des Islam gegen gepanzerte christliche Truppen, Abd ar-Rahman gegen Karl. Wie zu Zeiten von Aetius und Attila bildeten die Burgunder einen bedeutenden Teil der auch aus langobardischen, sächsischen und friesischen Truppen bestehenden alliierten Streitmacht.

Die fränkischen Elitetruppen hielten sich zunächst zurück und ließen das Fußvolk der Verbündeten die ersten Kämpfe austragen. Bald bedeckten aufgeschlitzte und enthauptete Körper den sumpfigen, schlammigen Boden. Auf diesem makabren Untergrund wurde die Schlacht entschieden. Karl wütete wie ein Besessener und teilte mit seiner Streitaxt Schläge aus wie mit einem Hammer – lateinisch *martellus*. Dem gewaltsamen Zusammenprall zweier Kulturen verdankte

Karl Martell seinen Beinamen und Ruhm, der das folgende, nach ihm benannte Zeitalter der Karolinger lange überdauerte.

Die Alliierten gewannen die Oberhand, die Araber und Berber, eher auf Raubzüge als auf große Feldschlachten eingestellt, zogen sich zurück. Als Abd ar-Rahman getötet wurde, ergriffen seine Truppen die Flucht. Ein späterer Chronist namens Notker von Sankt Gallen machte sich nicht nur durch seinen selbstgewählten Beinamen «Stammler» unvergessen, in seinem Bericht über die Schlacht bezeichnete er außerdem die bunte Koalition christlicher Truppen als *Europenses*. Es war das erste Mal, dass ein Chronist das Wort «Europäer» gebrauchte.

In der karolingischen Epoche ging Burgund quasi anonym im Reich von Karl Martells Enkel Karl dem Großen auf, und der alte Name drohte zu verschwinden. Erst nach der Aufteilung von Karls Erbe im Vertrag von Verdun im Jahr 843 tauchte die Bezeichnung *Burgundia* erneut in Dokumenten auf.

Das gewaltige Reich Karls des Großen wurde nach dem Tod seines Sohnes, Ludwigs des Frommen, in drei Teile geteilt: das Westfrankenreich, jenes Gebiet, das bald Frankreich hieß; das Ostfrankenreich, aus dem sich im Laufe der Zeit Deutschland entwickelte; und zwischen dem katholischen Königreich und einem mindestens ebenso katholischen Kaiserreich das Mittelreich, das von Friesland über die Niederen Lande, das Rheinland, Burgund und die Provence bis nach Oberitalien und Rom reichte, aber nur wenige Jahrzehnte Bestand hatte und nach weiteren Teilungen und Verschiebungen Teil des Ostfrankenreichs wurde. Bei den Aufteilungen von Karls Reich wurde auch das Königreich Burgund zerschnitten. Im östlichen Teil, der dem römisch-deutschen Reich zugefallen war, nahm der Einfluss der deutschen Könige immer mehr ab; dieser Teil, die Grafschaft Burgund, wurde später Freigrafschaft Burgund genannt, doch der Verweis auf das alte Königreich verschwand im Laufe der Zeit, bis die Region wie noch heute einfach Franche-Comté hieß. Die Bezeichnung Burgund wurde schließlich nur noch für den westlichen, dem Westfrankenreich zugefallenen Teil gebraucht, ungefähr die Region zwischen Nevers, Dijon und Mâcon.¹³

Als hätten die Aufteilungen des karolingischen Reiches noch nicht genug Gewalt und Blutvergießen zur Folge gehabt, war das westliche Europa erneut einem Ansturm fremder Krieger ausgesetzt: nach den Germanen und den Arabern nun Skandinavier. Ende des neunten Jahrhunderts folgten die Wikinger den Windungen von Seine, Loire, Yonne und Aube, drangen tief ins Innere Burgunds vor und plünderten die reichen Klöster der Region. Der Graf von Autun, ein gewisser Richard, stellte sich der Bedrohung und vertrieb die Normannen so erfolgreich aus Burgund, dass er bald *Richardus Justitiarius*, Richard der Gerichtsherr, genannt wurde. Als sich die Nachrichten von seinen Siegen verbreiteten, verließen zahlreiche Mönche den Nordosten des Westfrankenreiches und brachten ihre Reliquien ins relativ sichere Burgund, wo neue Klöster wie Pilze aus dem Boden schossen.

Auch wenn Richard die Normannen ins Tal der Seine zurückgedrängt hatte, waren sie nun nicht weniger aktiv. Es wäre eine Untertreibung zu sagen, dass Wikinger-Anführer Rollo mit seinen Horden das Westfrankenreich unsicher machte. Im Jahr 911 hatte er es auf Chartres abgesehen. Die Stadt hatte gegen die Belagerer eigentlich keine Chance, doch unerwartet geschah ein Wunder. Der Bischof von Chartres, Gancelme, trat in einem diamantenbesetzten Messgewand vor die Verteidiger der Stadt. Er wusste, dass dies sein Moment war, und zögerte nicht. Er ließ seinen Stab fallen, reckte den Brustkorb, zerriss wie ein mittelalterlicher Hulk sein Obergewand, holte ein Stück Stoff zum Vorschein, auf das der Himmel sogleich einen Sonnenstrahl fallen ließ, und rief ekstatisch aus: «Sehet den Schleier der Heiligen Jungfrau!» Das Kleidungsstück, das Maria angeblich bei der Verkündigung oder bei der Geburt Jesu getragen hatte, muss wie ein militärisches Aphrodisiakum gewirkt haben, denn der heidnische Rollo erlitt eine empfindliche Niederlage. Er schloss mit dem westfränkischen König Karl III. den Vertrag von Saint-Clair-sur-Epte und erhielt jene Region im Norden des Westfrankenreiches, die später nach den Normannen Normandie genannt wurde. Dort blieb er, ließ sich taufen und verteidigte Frankreich gegen andere Normannen. Anderthalb Jahrhunderte später eroberte sein Urururenkel von dort aus England, ein gewisser Wilhelm, der sich danach «der Eroberer» nennen ließ.

Die Legende von Rollos Niederlage ist unterhaltsam – die *Sancta Camisia*, das Hemd oder der Schleier der Heiligen Jungfrau, wird übrigens bis heute in der Kathedrale von Chartres aufbewahrt –, die Wirklichkeit war aber um einiges prosaischer. Bestimmt hatte Gancelme seine Truppen mit ausgeprägtem Gespür fürs Theatralische angespornt, doch es war vor allem dem rechtzeitigen Eintreffen eines Entsatzheeres unter, jawohl, Richard dem Gerichtsherrn zu verdanken, dass die Normannen zurückgeschlagen wurden. Nach hundert Tagen Belagerung rettete der Burgunder die Stadt im Juli 911. Die ebenso kurze wie bedeutsame Schlussfolgerung lautet: ohne Burgund keine Normandie.

Richard, der so viele militärische Erfolge errungen hatte, erhielt vom westfränkischen König die Erlaubnis, sich Graf und Herzog von Burgund zu nennen. Er wählte Dijon als Hauptstadt seines Herrschaftsgebietes. Es umfasste nur einen kleinen Teil von Gudobads legendärem Königreich, was aber seine historische Bedeutung nicht schmälert. Dank eines Sieges über skandinavische Räuber entstand Anfang des zehnten Jahrhunderts die Keimzelle des berühmten burgundischen Herzogtums.

VON BURGUND NACH FLANDERN

ODER

wie die Entstehung des Lehnswesens auch die Entwicklung des burgundischen Herzogtums beeinflusste, wie die Kirche im elften und zwölften Jahrhundert ebenso von Burgund wie von Rom aus gelenkt wurde, aber auch, wie die Pest und die erste Phase des Hundertjährigen Krieges dazu führten, dass Flandern und Burgund von 1369 an miteinander verbunden wurden.

Weil das Land immer wieder unter sämtlichen Söhnen des Königs aufgeteilt wurde, ging das karolingische Reich an unaufhaltsamer Zersplitterung zugrunde; irgendwann war kaum noch etwas zu verteilen. Als Ludwig V., der den Beinamen der Nichtstuer erhielt, im Jahr 987 bei einem Sturz vom Pferd ums Leben kam, mussten die Großen des Reiches eilig einen Thronfolger wählen, denn Ludwig hatte in seiner nur vierzehnmonatigen Regierungszeit nicht nur nichts zustande gebracht, sondern es auch versäumt, Nachkommen zu zeugen. Er ging als der letzte Karolinger in die Geschichte ein.

Die Herzöge und Grafen wählten den *Dux francorum* Hugo, den sie für vergleichsweise schwach und deshalb für den besten Kandidaten hielten, denn je schwächer der König, desto größer ihre eigene Handlungsfreiheit. Hugos Krondomäne, das einzige Gebiet, über das er noch unmittelbar herrschen konnte, umfasste nicht viel mehr als ein Stück Land zwischen Senlis und Orléans, die Region um Paris. Der

neue König, der viel später den Beinamen Capet (von *cappa*, Mantel) erhielt, schien keinen besonderen Ehrgeiz zu entwickeln, ließ aber klugerweise seinen Sohn Robert, den späteren Robert den Frommen, gleich zum Mitkönig krönen. De facto führte er auf diese Weise die Erbmonarchie ein – eine ebenso einfache wie brillante Idee, die seinen posthumen Erfolg begründete. Niemand hätte damals geahnt, dass dieser scheinbar schwache König der Erste in einer Reihe von sechsunddreißig Monarchen sein würde. Die nach Hugos Beinamen benannten Kapetinger weiteten ihr Herrschaftsgebiet systematisch aus und saßen acht Jahrhunderte lang auf dem französischen Thron. Es ist üblich geworden, das Westfrankenreich von 987 an als Frankreich zu bezeichnen.

Dem zunächst dürftigen Stammbaum entsprang ein robuster Ast, dessen Zweige sich bis nach Dijon ausstreckten und der jahrhundertlang seinen Schatten auf Burgund warf. Hugo Capets Enkel Robert träumte davon, seinen älteren Bruder Heinrich I. vom französischen Thron zu stoßen, musste sich aber im Jahr 1032 schließlich mit Burgund zufriedengeben. In den nächsten dreihundert Jahren ging die Macht im Herzogtum dann reibungslos vom Vater auf den ältesten Sohn über. Herzog Robert I. war der Ahnherr der burgundischen Kapetinger. So entstand im elften Jahrhundert eine enge Verbindung zwischen der französischen Krone und der Region um Dijon, und der burgundische Herzog wurde zu einem der mächtigsten Männer Frankreichs nach dem König. Während die französischen Kapetinger mühsam dem Königreich Gestalt gaben, modellierten die burgundischen Kapetinger geräuschlos ihr Herzogtum. Langsam, aber sicher machte es sich für einen spektakulären Aufstieg bereit.

Im mittelalterlichen Feudalsystem stand der König als Lehnsherr an der Spitze. Auf der Ebene darunter herrschten Vasallen in seinem Namen über ein Gebiet, das sie als Lehen erhalten hatten; Lehnsherr und Lehnsman verbanden sich durch den Lehnseid, mit dem sie sich zu Treue und militärischem Beistand verpflichteten. Das Verhältnis zwischen den Vasallen und den Herren unter ihnen war auf die gleiche Weise geregelt, und so setzte sich das Machtgefälle bis ganz nach unten fort, wo Bauern, im Tausch gegen Schutz vor Gefahren von außen, für ihre Grundherren arbeiteten. Weil Hugo Capets Einfluss nicht beson-

ders weit reichte, lag die tatsächliche Macht im jungen Frankreich bei den Herzögen und Grafen von Aquitanien, der Bretagne, Normandie, Toulouse, Gascogne, Anjou, Flandern und Burgund. Doch auch in diesen Regionen war die Macht mangels ausreichend starker Zentralgewalt in immer kleinere Einheiten aufgesplittet.

Während der Raubzüge der Mauren und Normannen hatten lokale Herren meist selbst die Verteidigung ihrer Dörfer in die Hand genommen, überall waren Burgen errichtet worden. In diesen düsteren Bollwerken ahmte der Landadel im Kleinen die Hofhaltung des Königs nach. Unfreie Bauern wurden oft wie Vieh behandelt; um zu überleben, hatten viele all ihren Besitz einschließlich sich selbst lokalen Baronen übereignen müssen, waren Zinsbauern, zum Frondienst verpflichtete Hörige oder gar Leibeigene. Um sie unter Kontrolle zu halten, rekrutierte der Adel schwerbewaffnete Reiter, die Vorläufer des Ritterstandes. Die Engländer bezeichneten diese durch Kettenrüstungen geschützten Kriegsknechte später als *knights*, eine Aufwertung, die das Wort *Knecht* im Deutschen und Niederländischen nie erfahren hat. Das Französische betont mit der Bezeichnung *chevalier*, dass es sich um Berittene handelt, wie es ja mit *ridder* und *Ritter* auch das Niederländische und Deutsche tun.

Unterdrückung und Rechtlosigkeit großer Teile der Bevölkerung gehörten zu einer Weltordnung, die als so unverrückbar erschien, dass es keinem mittelalterlichen Menschen eingefallen wäre, sie umstoßen zu wollen. Die *bellatores* (jene, die kämpfen), die *oratores* (jene, die beten) und die *laboratores* (jene, die arbeiten) bildeten die aus drei Ständen aufgebaute gesellschaftliche Ordnung, die bis zur Französischen Revolution Bestand hatte. Die *oratores* beteten für das Seelenheil aller, die *bellatores* kämpften theoretisch für die beiden anderen Stände, die *laboratores* arbeiteten für die *oratores* und *bellatores*.

Nicht nur am System, auch an der Alltagswirklichkeit änderte sich wenig. Hunger, Krieg und Krankheit waren die Refrains des normalen mittelalterlichen Lebens. Männer wurden durchschnittlich nicht älter als dreißig. Die Gründe für diese kümmerliche Lebenserwartung waren hohe Kindersterblichkeit, schlechte Ernährung und der niedrige Entwicklungsstand der Medizin. Frauen kamen im Mittel sogar nur auf knapp zwanzig Lebensjahre, weil sie nicht selten schon mit vier-

zehn ihr erstes Kind bekamen und weil viele im Wochenbett starben. Trotzdem gab es eine beachtliche Anzahl alter Menschen. Wer erst einmal über die zwanzig hinaus war, hatte recht gute Chancen, ein gesegnetes Alter zu erreichen.

Das Ansehen des betenden Standes wuchs stetig, und Anfang des elften Jahrhunderts fühlten sich die *oratores* stark genug, der rohen Machtausübung des mittleren und niederen Adels Grenzen zu setzen und sich in Fragen der weltlichen Herrschaft einzumischen. Mit dem sogenannten Gottesfrieden versuchte die Kirche, einen Damm gegen die von Grundherren und Rittern ausgelösten Wellen der Gewalt aufzuwerfen. Bei öffentlichen Versammlungen vor zahlreichen Zuschauern mussten Ritter feierlich schwören, Frauen und Kinder, Geistliche und Pilger, Reisende und Händler, kurz, all diejenigen, die nicht an den Kriegen des Adels beteiligt waren, in Frieden zu lassen. Bischöfe reckten ihre Krummstäbe in die Höhe, worauf Tausende Hände zum Schwur erhoben wurden, eine eindrucksvolle Geste in Richtung Himmel. «Frieden! Frieden! Frieden!», tönte es wie aus einem Mund. Selbst die böartigsten Herren blieben von diesen Volkskonzilien nicht unbeeindruckt, und angesichts der drohenden Strafe der Exkommunikation – der kürzeste Weg in die Hölle – gingen sie buchstäblich in die Knie. Doch nicht überall waren diese Anstrengungen erfolgreich. Ende des elften Jahrhunderts hielt die Kirche es für hilfreich, die dem Feudalsystem eigene Aggressivität zum Nahen Osten hin zu kanalisieren. Machten dort nicht Ungläubige den christlichen Glaubensbrüdern das Leben schwer? Besudelten sie etwa gar das Grab Christi? Verwehrten sie Christen nicht den Zugang zur Heiligen Stadt?

Während es den Herren Rittern zukam, physische Bedrohungen abzuwenden, war ein unablässig wachsendes Heer von Mönchen für die Rettung der Welt vor dem gerechten Zorn des Schöpfers verantwortlich. Da der gesalbte katholische König auch auf diesem Gebiet enttäuschte, war es an ihnen, die göttliche Gnade herabzuflehen. Unzählige Menschengötter und -töchter kehrten der Welt den Rücken und wählten ein Leben ohne Wollust und Reichtum. Die Klöster wurden mit Almosen bedacht; auch Burgherren wollten auf möglichst bequeme Weise ihr Seelenheil sichern. Klöster blieben lange Zeit das spirituelle Spielzeug des regionalen Adels, doch eine große Reform-

bewegung sollte das gründlich ändern. Neue Abteien in schier unüberschaubarer Zahl entstanden und entwickelten sich zur wichtigsten Macht des elften Jahrhunderts.

Ein weißer Mantel von Kirchen

Am Rande unberührter Wälder, in denen Marder, Wildschweine, Luchse und Bären ums Überleben kämpften, wenn sie nicht den eintönigen Jagden der örtlichen Herren zum Opfer fielen, lag das idyllische Cluny, das außer seinem Jagdhaus, seiner hölzernen Kapelle und einigen kümmerlichen Weingärten nichts besaß, das auch nur den geringsten Anspruch auf Bedeutung erheben konnte. Mit seiner paradiesischen Lieblichkeit war dieses burgundische Dorf der ideale Ort für ein Kloster. Die neue Benediktinerabtei wurde am 11. September 910 als ein von weltlicher Macht und bischöflicher Autorität unabhängiges Kloster geweiht. Die Jäger mussten nun anderswo ihren Hunger stillen, statt des Jaulens von Hundemeuten waren Gebete und Gesänge von Mönchen zu hören. Schon Mitte des elften Jahrhunderts hatte sich die Abtei zum Zentrum eines Ordensverbandes entwickelt, dem anderthalbtausend Klöster angehörten; es war die erste multinationale Organisation der Geschichte.

Ora et labora. Bete und arbeite. Cluny deutete das jahrhundertealte Motto des Ordensgründers Benedikt von Nursia auf seine Weise. Der Akzent verschob sich zum ersten der beiden Elemente hin, und nicht nur ein wenig, sondern radikal. Der Form halber nahmen Mönche zwar hin und wieder noch eine Harke oder Schaufel in die Hand, in Wirklichkeit waren aber Hörige und Pächter für die körperliche Arbeit zuständig. Indessen wurde gebetet und gesungen, dass es eine wahre Lust war. «In diesem Kloster, das kann ich selbst bezeugen», schrieb der burgundische Mönch und Chronist Radulfus Glaber, «gibt es einen Brauch, der sich nur durch die gewaltige Anzahl der Mönche verwirklichen lässt; und diesem Brauch gemäß werden tatsächlich von der ersten Stunde des Tages bis zur Ruhezeit ohne Unterlass Messen gefeiert.» Auf dem Höhepunkt ihrer spirituellen Produktivität sangen

sich die Brüder – Gott sei Dank so zahlreich, dass sie einander ablösen konnten – innerhalb eines Tages tapfer durch 138 Psalmen, während der heilige Benedikt 150 pro Woche für ausreichend gehalten hatte. «[D]ies geschieht mit so viel Würde, so viel Frömmigkeit und so viel Verehrung», fuhr Radulfus fort, «dass man eher meinen könnte, Engel walten zu sehen als Menschen.»¹

Für die Mönche von Cluny war es Ehrensache, über das Seelenheil der Toten zu wachen. Mit ausgeprägtem Gespür für Religionsmarketing begründete der Orden die Feier von Allerseelen am 2. November. Rings um das Kloster entstand ein stetig vergrößerter Friedhof, eine ebenso fromme wie lukrative Unternehmung. Um der Rettung aller Sterblichen und Verstorbenen willen ließ diese Klostersgemeinschaft, und nach ihrem Vorbild Hunderte von Tochterklöstern in Europa, eine gewaltige Menge von Gebeten zum himmlischen Vater aufsteigen. Ansonsten herrschte eindrucksvolle Stille, und die Mönche kommunizierten notgedrungen in einer teils rätselhaften Gebärdensprache: Das Zeichen für die Frau war das gleiche wie für die Forelle, ein beinahe sinnliches Streichen mit dem Zeigefinger über die Stirn von der einen Augenbraue zur anderen.

Die liturgische Ästhetik fand ihre Entsprechung in der immer schöneren Architektur der Abteikirche von Cluny selbst. Drei Bauwerke lösten einander in rascher Folge ab; das dritte blieb bis zum Bau der Basilika Sankt Peter im Vatikan die größte Kirche Europas. Künstlerische Kreativität und geistliches Reformstreben wirkten zusammen, so dass sich im elften Jahrhundert, ausgehend von Burgund über das internationale Netz von Tochterklöstern und Pilgerkirchen, ein neuer Stil ausbreitete. In ganz Europa übernahm man begeistert die romanische Baukunst. Die alten, oft noch überwiegend hölzernen und entsprechend brandgefährdeten Kirchenbauten wichen größeren, aus massiven Mauern mit kleinen Fenstern errichteten Gotteshäusern; steinerne Rundbögen und Gewölbe verbanden die Mauern und Säulen, was wesentlich weitere Innenräume mit mehreren gesonderten Kapellen ermöglichte – dank der Beliebtheit des Klosterlebens stieg der Bedarf an Altären. Zum ersten Mal wurden die Kirchen auch außen mit Ornamenten versehen, besonders die Fassade mit dem Hauptportal wurde eindrucksvoll gestaltet. «Es war geradzu, als schüttelte

die Welt ihr Alter ab», so Radulfus Glaber, «und legte allenthalben einen weißen Mantel von Kirchen an.»²

Vor allem unter der Führung von Abt Hugo, der sein Amt 1049 antrat und es sechs Jahrzehnte lang innehatte, erwarb der Orden von Cluny einen Ruf, der noch bis in die hintersten Winkel von Portugal, Schottland und Italien drang. Hugos Intelligenz und Autorität strahlten auf die gesamte Ordensgemeinschaft aus. Als der wegen Ehebruchs exkommunizierte französische König Philipp I. sich im Herbst seines Lebens um sein Seelenheil sorgte, deshalb in den Orden eintreten, seine Krone aber behalten wollte, zeigte sich Hugo unerbittlich: Ohne Verzicht auf weltlichen Glanz war für seinen königlichen Vetter kein Platz in der Herberge von Cluny. Auch als Wilhelm der Eroberer den Abt um Mönche für seine englischen Klöster bat, lehnte Hugo trotz der versprochenen reichlichen Entschädigung ab, und zwar, weil er befürchtete, dass seinen Brüdern in Wilhelms England nicht das gleiche Maß an Unabhängigkeit garantiert war. Man könnte leicht einige Vaterunser beten, bis Hugos internationale Kraftakte aufgezählt wären.

Während seiner langen Amtszeit überlebte der berühmte Abt mehrere Päpste und unterhielt stets enge Beziehungen zu Rom. Er begleitete Bruno von Egisheim-Dagsburg, der als Pilger in Cluny übernachtete, bei dessen Reise zum Vatikan und war auch anwesend, als Bruno zum ersten Mal die Tiara trug und von da an als Leo IX. durchs Leben ging. Auch Papst Urban II. war vom Geist Clunys durchdrungen, und als er am 18. November 1095 während einer Synode in Clermont mit den Worten *Deus lo vult!* (Gott will es!) zum Ersten Kreuzzug aufrief, stand Hugo von Cluny als Unterstützer an seiner Seite. Papst Paschalis II. schließlich war ein ehemaliger Mönch des Mutterklosters und richtete seine Politik an den Herzensanliegen des großen Abtes aus.

Hugos Beziehungsnetz verschaffte der Kirche die notwendige Unterstützung für gründliche Reformen. So wurden der Zölibat für kirchliche Amtsträger und die christliche Eheschließung für Laien deutlicher als bisher zu wesentlichen Bestimmungen des Kirchenrechts. Außerdem wurde der Handel mit kirchlichen Ämtern verboten, ebenso die Einmischung von Laien in religiöse Angelegenheiten. Auch die Gottesfriedenbewegung, ursprünglich in der Auvergne entstanden, wurde erst wirklich erfolgreich, als Cluny sie tatkräftig unterstützte. Bald akzep-

tierten auch die Burgherren und Ritter an der mittleren Rhône, in Burgund, der Franche-Comté und schließlich sogar den Regionen nördlich von Paris, wo die blutige Tradition der *faihitha* noch fortlebte, die ihnen auferlegten Friedensregeln. Der Heilige Stuhl war fest in der *Ecclesia Cluniacensis* verankert – mehr noch: während des elften Jahrhunderts wurde die katholische Kirche gleichermaßen von Burgund wie von Rom aus gelenkt. Dennoch suchte der große Hugo jeden Abend seinen Strohsack auf, um sich bescheiden zwischen seinen Mönchen schlafen zu legen.

★

Doch ungefähr von 1100 an sorgte der weltliche Erfolg des Benediktinerordens zunehmend für Unmut. Sollten sich Mönche nicht innerhalb ihrer Klostermauern aufhalten und die Welt sich selbst überlassen? Hatten die Kluniazenser nicht ursprünglich genau dies gewollt? War es nicht Aufgabe des Königs, Frieden in seinem Reich zu garantieren? Vielleicht noch schärfer war die Kritik am Reichtum und der Pracht Clunys. War nicht Bescheidenheit eine mönchische Tugend? Durfte es denn sein, dass der Orden inzwischen ebenso reich war wie das Meer tief?

Der heftigste Gegenwind wehte in Burgund selbst. In Cîteaux, keine hundert Kilometer von Cluny entfernt, wurde im Jahr 1098 ein Kloster gegründet, in dem die Regel des heiligen Benedikt strenger ausgelegt wurde. Angetrieben von dem in Burgund geborenen und aufgewachsenen Bernhard von Clairvaux, vereinte der Orden der Zisterzienser bald mehr als siebenhundert Tochterklöster. In einer Zeit, in der Habgier und Korruption in der Kirche um sich griffen, ging von dem asketischen Gegenbild Cîteaux eine große Faszination aus. Der katholischen Welt standen nun zwei unterschiedliche Wege offen, die in Burgund begannen und nach Burgund führten: eine von Schönheit inspirierte Religiosität, zu der eine glanzvolle Liturgie und prächtige Kirchen gehörten, neben mystischer Leidenschaft, genährt von den Freuden der freiwilligen Armut und Askese; Cluny gegenüber Cîteaux, Hugo gegen Bernhard. Mehr denn je wurde Burgund im zwölften Jahrhundert zum Herzen der *Respublica Christiana*.

Anders als die Jünger des großen Hugo hielt Bernhard nicht nur das *ora*, sondern auch das *labora* Benedikts in Ehren. In Cîteaux arbeiteten keine Hörigen wie in Cluny, die Zisterzienser gingen selbst ans Werk. Ihr Eifer schlug allerdings auch eine typisch burgundische Richtung ein. Im Jahr 1110 pflanzten Mönche im steinigen Boden eines nahe gelegenen Hangs die ersten Weinstöcke, und sie gaben sich die größte Mühe, einen möglichst selig machenden Wein anzubauen. Gab es ein besseres Pendant zur geistlichen Arbeit, als im Schweiß seines Angesichts aus Trauben das Blut Christi zu gewinnen? Unermüdlich pflanzten die Zisterzienser Rebstöcke an, bis unzählige Felder dem Weinbau dienten. Und allmählich verbesserten sie die Produktionsmethoden, die seit den Römern kaum Fortschritte gemacht hatten. Das kostete natürlich sehr viel Zeit, aber hatten Mönche nicht Zeit im Überfluss?

Aus Bruchsteinen errichtete Mauern hielten allzu zielstrebige Wildschweine oder Hirsche von den Weinstöcken fern, sie schützten die jungen Ranken außerdem vor Wind, und sie speicherten Wärme, die sie nachts wieder abgaben, was die Reben besser gedeihen ließ. Ein Dokument aus dem Jahr 1212 erwähnt erstmals diesen *Clausum de Vougeaut*, den ummauerten Garten, nach dem angrenzenden Dörfchen Vougeaut benannt. Vielleicht hat ja Bernhard, der so viel Wert auf Enthaltsamkeit legte, die Eucharistie einst mit einem Wein zelebriert, der sich zu einem der berühmten *Grands Crus* Burgunds entwickelte. «Nehmet und trinket alle daraus: Dieser Clos de Vougeaut ist mein Blut, das für euch und für alle vergossen wird zur Vergebung der Sünden.»

Auch die mindestens ebenso namhaften und wegen ihres Abgangs geschätzten Meursault und Clos de Tart reiften dank Tochterklöstern von Cîteaux zu großen Weinen heran. Die alkoholischen Verlockungen führten zwangsläufig zu Gewissenskonflikten, und eines Tages fragte ein Mönch seinen Abt Bernhard, wie sich die Regel Benedikts mit der Huldigung des Bacchus vereinen lasse. «Indem man nicht mehr als eine *hemina* pro Tag trinkt»,³ lautete die Antwort des spirituellen Oberhaupts. Dieses alte römische Flüssigmaß entsprach 0,27 Liter, einer kleinen Karaffe, mit der man über den Tag kommen musste. Genug also, um bescheiden den Durst zu löschen, zu wenig, um davon beim Psalmmodieren einzudösen. Wie um sich zusätzlich in Enthaltsamkeit zu üben, schliefen die Mönche nachts über dem Weinkeller.

Trotz der Strenge Bernhards, der das ihm angebotene Amt des Erzbischofs ausschlug, um Abt bleiben zu können, ging der Orden von Cîteaux den gleichen Weg wie Cluny und entwickelte sich zu einer der reichsten religiösen Institutionen Europas. Je voller seine Schatzkeller und je größer seine politischen Ambitionen, desto geringer seine inspirierende Kraft; die steinreichen Zisterzienser wurden zu einem Widerspruch in sich. Eine ganze Reihe von Äbten lehnte die Bischofsmitra nicht mehr ab, und sie ließen herrliche gotische Kathedralen erbauen, das genaue Gegenteil der schlichten, bescheidenen Bauten, die ihr Orden früher so sehr bevorzugt hatte.

Aufgepasst, Vater, zur Rechten! Achtung, zur Linken!

Der Orden von Cîteaux verdankte seine Entstehung zu einem nicht geringen Teil Odo I. von Burgund. Der Herzog schenkte ihm 1098 nicht nur das Land, auf dem die Abtei entstehen sollte, sondern finanzierte auch deren Ausbau. Drei Jahre später nahm der ebenso mutige wie gottesfürchtige Odo an einem der kleineren Kreuzzüge teil, die auf den Ersten Kreuzzug folgten. Er starb, bevor er Jerusalem erreichte; die sterblichen Überreste des weltlichen Stifters von Cîteaux wurden in seiner Abtei bestattet. In den kommenden zweihundertfünfzig Jahren fanden sämtliche burgundischen Herzöge – bis auf drei hießen sie alle Odo oder Hugo – dort ihre letzte Ruhestätte.

Nicht nur die toten, auch die lebenden Herzöge blieben im Schatten der beiden illustren Mutterklöster. Das hatte gewisse Vorteile, denn so konnten sie unauffällig von ihrer Hauptstadt Dijon aus den Ausbau einer Zentralgewalt vorantreiben. Verglichen mit den spektakulären Erfolgen der französischen Kapetinger, die einen großen Teil des früheren Westfrankenreiches erneut unter ihrer unmittelbaren Herrschaft vereinten, machte das Erbe ihrer burgundischen Verwandten einen deutlich bescheideneren Eindruck. Dank der internationalen Ausstrahlung von Cluny und Cîteaux gelang es ihnen aber, den Gedanken einer burgundischen Einheit wiederzubeleben. So verwirklichten die Herzöge im Kleinen, was Gundobad im Großen zustande gebracht hatte.

Die Bindung an die französische Krone wurde noch enger, weil dem an der Grenze gelegenen Herzogtum bei der Verteidigung des Landes eine wesentliche Rolle zukam; der burgundische Adel identifizierte sich deshalb bis zu einem gewissen Grade auch mit Frankreich. Und Gefahr bestand tatsächlich. Nur drohte sie nicht vom Heiligen Römischen Reich her, sondern von der anderen Seite des Ärmelkanals, wo seit dem elften Jahrhundert Nachfahren Wilhelms des Eroberers herrschten. Wilhelms Urenkel, ein gewisser Heinrich Plantagenet, später als Heinrich II. König von England, heiratete 1152 die kluge und bildschöne Eleonore von Aquitanien. Erst knapp acht Wochen zuvor war Eleonore nach fünfzehn Jahren konfliktreicher Ehe vom französischen König Ludwig VII. geschieden worden. Erleichtert tauschte sie eine Krone gegen die andere, und von einem auf den anderen Tag fiel das große Aquitanien, der gesamte Südwesten Frankreichs, den Plantagenets zu, auch wenn Ludwig dies zunächst nicht anerkennen wollte.

Der impulsive Heinrich Plantagenet, bereits Herzog der Normandie (dank seines Urgroßvaters) und Graf von Anjou (über seinen Vater), war plötzlich der bei weitem mächtigste Vasall des französischen Königs. Diese Situation verursachte Reibungen, die Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zu einer der blutigsten Auseinandersetzungen der europäischen Geschichte führten, wobei sich Zeiten der Waffenruhe mit Invasionen, Raubzügen, Belagerungen und Schlachten abwechselten. Der bewaffnete Konflikt dauerte so lange, dass Historiker die Ereignisse dieser hundertsechzehn Jahre der Einfachheit halber als Hundertjährigen Krieg bezeichnen.

★

Als im Jahr 1314 der französische König Philipp IV., genannt der Schöne, das Zeitliche segnete, hinterließ er drei Söhne, die nicht lange lebten und deren männliche Nachkommen schon als Säuglinge oder Kinder starben. Ludwig der Zänker, Philipp der Lange und Karl der Schöne brachten es zusammen auf weniger als vierzehn Jahre Herrschaft. Nachdem im Juni 1316 Ludwig X., der Zänker, und im November desselben Jahres im Alter von knapp fünf Tagen dessen Sohn, Babykönig Johann I., genannt der Posthume, gestorben waren, wurden Ludwigs

Brüder Philipp V., der Lange, und nach dessen Tod 1322 Karl IV., der Schöne, Könige von Frankreich. Nach Karls Tod im Jahr 1328 war der Thron schon wieder vakant, und es musste in aller Eile ein legitimer Nachfolger gefunden werden.

Eigentlich hätte Isabelle, genannt Isabelle de France, die Schwester der drei betrauten Könige, die Krone beanspruchen können, doch dies war für die Franzosen kaum akzeptabel, denn Isabelle war die Witwe des im Vorjahr verstorbenen englischen Königs Eduard II., für dessen Nachfolger, den späteren Eduard III., sie nun die Regentschaft innehatte. Eduard, erst knapp sechzehn, war kein Gegner für die französischen Juristen, die unter Berufung auf apokryphe Dokumente die Erbfolge über die weibliche Linie für ausgeschlossen erklärten. Da nun die direkten Nachkommen Hugo Capets über die männliche Linie ausgestorben waren, ging die Krone an eine Nebenlinie, die bei einem jüngeren Bruder Philipps IV. begann.

Das neue Königshaus – dessen Mitglieder ebenfalls Kapetinger waren, auch wenn sie vor allem von ihren Gegnern als Valois bezeichnet wurden – sah sich zehn Jahre später mit den ehrgeizigen Plänen des nun fast sechsundzwanzigjährigen englischen Königs konfrontiert. Am 19. Oktober 1337 erklärte Eduard III. Frankreich den Krieg; eine Zeit des schier endlosen Blutvergießens begann. Rein genealogisch gesehen hatte Eduard das Recht auf seiner Seite: Das angebliche Verbot der Erbfolge über die weibliche Linie war unbegründet, und als Enkel Philipps IV. gehörte er im Unterschied zu den Valois keiner Neben-, sondern der Hauptlinie an. Außerdem wusste er genau, wofür er kämpfte: für die verlockende Aussicht, als englischer König auch den französischen Thron zu besteigen.

Im Jahr 1346 überquerte er den Ärmelkanal und fügte den Franzosen bei Crécy in der Picardie die erste vernichtende Niederlage zu. Anschließend begann er mit der Belagerung von Calais, die sich fast ein Jahr hinzog. Für die Hafenstadt war die Lage schließlich aussichtslos. Sechs Bürger sollen sich barfuß, im Hemd und mit einem Strick um den Hals, zu Eduard III. geschleppt haben, um ihm die Schlüssel der Stadt zu übergeben und ihr Leben im Tausch gegen eine Verschonung der Stadt anzubieten. Gerührt durch diese Geste, soll die ebenfalls anwesende englische Königin Philippa von Hennegau ihren Gemahl zu

einem Akt der Gnade überredet haben – eine romantische Fußnote zu einer hässlichen Geschichte. Mehr als ein halbes Jahrtausend später hat Auguste Rodin den ergreifenden Aufbruch der sechs opferbereiten Bürger in Bronze dargestellt. Über den Hafen von Calais konnten die Engländer nun ungefährdet Truppen nach Frankreich schaffen; mit dem Fall der strategisch bedeutsamen Festung stolperte das reichste Land Europas in das dunkelste Jahrhundert seiner Geschichte.

Drei Jahre später starb der erste Valois-König Philipp VI.; nun war es an seinem Sohn Johann II., die Ehre Frankreichs zu verteidigen (Tafel 5). Es ist ein Rätsel, warum seine Landsleute ihm den Beinamen «der Gute» verpasst haben, denn unter seiner Herrschaft steuerte das Land geradewegs auf den Untergang zu.

Um die alten Ideale des Ritterstandes wiederzubeleben, erneuerte Johann 1351 den 1022 gegründeten, inzwischen aber aufgehobenen Orden vom Stern. Die Herren kamen nicht nur zusammen, um mit ihren Heldentaten anzugeben, sie schworen auch, in der Schlacht niemals weiter als vier *arpents* (etwas mehr als zweihundert Meter) zurückzuweichen und eher zu sterben oder in Gefangenschaft zu gehen, als ihren König im Stich zu lassen. Hitziger Heldenmut dieser Art wurde Frankreich mehrmals zum Verhängnis.

Im Jahr 1356 unternahmen die Engländer von Aquitanien aus mehrere Plünderzüge. Da sich der Feind dem Herzen Frankreichs näherte, folgten die französischen Adligen in großer Zahl dem Ruf des Königs. «Kein Ritter und kein Knappe blieb zu Hause»,⁴ berichten die Chronisten. Johann war so siegesgewiss, dass er sich auf dem Feldzug von allen vier Söhnen begleiten ließ. Nach langer Verfolgung stellte das französische Heer den Feind in der Nähe von Poitiers. Am 19. Oktober 1356 bekam der König, was er so sehr herbeigesehnt hatte: die Gelegenheit, die Niederlage seines Vaters bei Crécy zehn Jahre zuvor wettzumachen. Nun standen sich Johann der Gute und Eduard Plantagenet, der Prinz von Wales, gegenüber; der französische König, der so gern der größte Ritter seiner Zeit sein wollte, und der älteste Sohn Eduards III. (Tafel 6), einen schwarzen Umhang über der Rüstung; *Le Bon* und *The Black Prince*.

Die Engländer hatten eine starke Stellung auf einer Anhöhe gewählt; sie war nur über einen von dichtem Strauchwerk gesäumten Weg erreichbar, so schmal, dass gerade einmal vier Männer nebenein-

ander reiten konnten. Das hielt den französischen König nicht davon ab, auf dem ungünstigen Terrain anzugreifen; geblendet vom Glanz alter Heldengeschichten, schickte er sogar eine aus seinen besten Rittern gebildete Einheit als Speerspitze in den Kampf. Eigentlich hätte er den Feind sehr gut umzingeln und aushungern können. Aber nein, ein derart zaghaftes Vorgehen wäre feige und mit der Ritterehre nicht vereinbar gewesen.

Ein dichter Hagel von englischen Pfeilen ging auf die Ritter und ihre Pferde nieder, die reihenweise zusammenbrachen, sich überschlugen und ihre Reiter unter sich begruben. Die überlebenden Pferde machten kehrt und brachen in ihrer Panik in die abgesessenen französischen Einheiten unter dem Kommando des Königs selbst ein. Plötzlich erkannte Johann, wie töricht es gewesen war, alle seine Söhne mitzunehmen. Um die Thronfolge zu sichern, befahl er Kronprinz Karl und zwei weiteren Söhnen, das Schlachtfeld zu verlassen. Nur sein Jüngster, der vierzehnjährige Philipp, sein Liebling, blieb an seiner Seite.

Der Rückzug der drei Prinzen samt einem großen Teil der Truppen des Dauphins hatte so viel Ähnlichkeit mit einer Flucht, dass weitere Einheiten den König im Stich ließen. Die siebentausend Engländer, zu Beginn der Schlacht mit doppelt so vielen Gegnern konfrontiert, fassten Mut. Johann selbst dachte nicht an Rückzug, er wollte um jeden Preis seine Ehre verteidigen und griff mit den ihm verbliebenen Rittern erneut an.

In der Gewissheit, dass nichts ihn besser schützen konnte, trug er über der Rüstung einen mit goldenen Lilien, dem Symbol des französischen Königshauses, bestickten Mantel (Tafel 4). So war er leicht zu erkennen, jeder Feind würde ihn unbedingt lebend gefangen nehmen wollen, um anschließend ein unerhört hohes Lösegeld zu fordern. Tatsächlich drängten die Engländer heran, sobald sie Johann im Getümmel ausmachten. Doch der König gab nicht so leicht auf. Wild um sich schlagend, schien er die französischen Lilien, die ihn einhüllten, vergessen zu haben und bis zum letzten Atemzug kämpfen zu wollen. Ringsum spuckten Ritter ihre ausgeschlagenen Zähne aus, andere stopften hervorquellende Eingeweide in ihre aufgeschlitzten Bäuche zurück, wieder anderen wurden Arme abgehackt. Der schützende Kreis um den französischen König wurde kleiner.

«Aufgepasst, Vater, zur Rechten!», schrie Philipp, der mit knapper Not einen Schwerthieb abwehren konnte. Sein Vater, der nun seinem Ruf als gefährlicher Draufgänger gerecht wurde, bahnte sich einen Weg nach rechts; den Helm hatte er inzwischen verloren. «Achtung, zur Linken!»,⁵ brüllte sein Sohn, und wieder streckte Johann mit seiner Streitaxt einen gefährlich nah herangekommenen Engländer nieder.

«Ergebt Euch! Ergibt Euch!», wurde gerufen, «oder Ihr seid ein toter Mann!» Ein französischsprachiger Edelmann aus Flandern namens Denis van Moerbeke, der wegen eines Mordes verbannt worden war und nun im Heer des Schwarzen Prinzen diente, schlug sich zum König durch.

«Ergebt Euch mir, und ich bringe Euch zum Prinzen von Wales.»⁶

Erschöpft und aus Wunden im Gesicht blutend, reichte Johann dem Edelmann aus Moerbeke seinen Handschuh; sein Mantel war zerrissen, die Lilien mit Blut bespritzt. Philipp folgte dem Beispiel seines Vaters (Tafel 4).



Wie bei Crécy wurde das stärkste Ritterheer Europas geschlagen. Als der Dichter und Mitbegründer des Humanismus Francesco Petrarca in Mailand davon erfuhr, konnte er es wie so viele andere kaum glauben. Die Franzosen hatten zwei schwere Fehler begangen. Sie setzten bei den Fernwaffen noch hauptsächlich auf die zwar starke, aber langsam und umständlich nachzuladende Armbrust, während englische Langbogenschützen zwölf Pfeile pro Minute verschießen konnten, mit einer effektiven Reichweite von bis zu zweihundert Metern und auf kürzere Distanz verheerender Durchschlagskraft. Außerdem verachteten die französischen Adligen das Fußvolk, und berauscht von der eigenen Kühnheit brannten sie darauf, die Entscheidung im Kampf Ritter gegen Ritter zu suchen, am liebsten natürlich zu Pferd. Den englischen Rittern dagegen machte es nichts aus, an der Seite einfacher Soldaten zu kämpfen, die geübte Bogenschützen waren, vielmehr legten sie großen Wert auf ein gut abgestimmtes gemeinsames Vorgehen von Berittenen und Schützen.

In der Geschichte Frankreichs hat der Name Poitiers für viele einen glanzvollen Klang, er steht für Heldentum, für militärischen und natio-

nen Ruhm: Karl Martell besiegt die Mauren und bewahrt das Land vor drohender Arabisierung. Nicht nur war die historische Realität um einiges komplexer, nationalistische Historiker haben die Verklärung des 25. Oktober 732 auch dazu benutzt, die Erinnerung an den verhängnisvollen 19. Oktober 1356 auszulöschen, und das mit Erfolg. Wer heute Poitiers sagt, denkt dabei meist nur an Karl Martell; kaum jemand weiß noch, wer Johann der Gute war.

Das tief gedemütigte Frankreich musste sich im Herbst 1356 an irgendetwas aufrichten und machte aus «Aufgepasst, Vater, zur Rechten! Achtung, zur Linken!» einen heroischen Refrain, der bald in aller Munde war. Johanns jüngster Sohn Philipp verdankte dieser Geschichte später einen Beinamen, der in gewisser Weise dem ganzen Königreich Trost spendete. *Le Hardi!* Der Kühne, der Tapfere! Ein Epitheton mit dem Klang einer Sturmglocke, ein Ehrentitel, mit dem Philipp der Kühne in die Geschichte einging. Seine Tapferkeit bei Poitiers hatte aber vor allem für Burgund weitreichende Folgen.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de